

*Veröffentlichungen der
Grossherzoglich Badischen ...*

Karlsruher Altertumsverein

TRANSFERRED TO
FINE ARTS LIBRARY

Ar 355.2

Harvard College Library

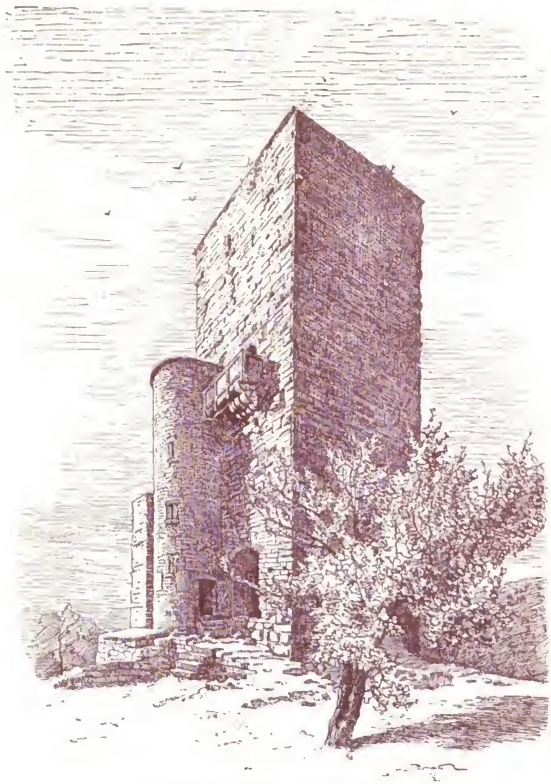
TRANSFERRED TO
FINE ARTS LIBRARY



THE GIFT OF
JAMES LOEB
(Class of 1888)
OF NEW YORK

FROM THE LIBRARY OF
PROFESSOR ADOLF FURTWÄNGLER
OF MUNICH

RECEIVED MAY 7, 1909



Turmberg-Ruine bei Durlach.

Veröffentlichungen

der

Grossherzoglich Badischen

Sammlungen für Altertums- und Völkerkunde

in Karlsruhe

und des

Karlsruher Altertumsvereins

für dessen Mitglieder Zwangloses Heft II.

1895.

Zur Begrüssung der Generalversammlung des Gesamtvereins der Deutschen Geschichts-
und Altertumsvereine in Konstanz 1895.



Karlsruhe.

Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.

1895.

Ar 355.2(2)1895

Harvard College Library
Gift of
James Loeb,
May 7, 1909

nic

Inhalt.

	Seite
Zur Chronik des Karlsruher Altertumsvereins	1
Römische Gebäude von Wössingen, Amt Bretten, von E. Wagner	19
Die Turmberg-Ruine bei Durlach von E. Wagner	35
Wappen der Markgrafen von Baden auf Medaillen von W. Brambach	45
Allegorie auf St. Blasien von Marc Rosenberg	53
Die erste griechische Studienreise badischer Gymnasiallehrer von E. Böckel	75

Zur Chronik des Karlsruher Altertumsvereins.

Seit Herbst 1890, als das erste der „Zwanglosen Hefte“ des Altertumsvereins herausgegeben wurde, hat der Verein folgende Mitglieder durch den Tod verloren:

Hoftheatermaler Dittweiler, Baurat Dyckerhoff, Geheimerat Hardeck, Hofjägermeister von Kleiser, Geh. Hofrat Knop, Kaufmann Lembke, Geh. Rat Lübke, Maler von Meckel, Gymnasiallehrer Meinzer, Oberstleutnant Vierordt, Dr. Weill.

Oberstleutnant Vierordt gehörte dem Vorstande an. An seiner Stelle wurde Prof. Weinbrenner gewählt. Übrigens blieb der Vorstand der gleiche, unter Cooptation der Herren Baudirektor Honsell und Prof. von Oechelhaeuser seit Frühjahr 1895.

Die Vorträge, welche im Verein gehalten wurden, zeigten eine seinem erweiterten Programm entsprechende Tendenz. Daneben setzte die anthropologische Kommission des Vereins ihre Arbeiten fort, die dem Abschlusse sich nähern.

Die diesjährige Generalversammlung hat beschlossen, an Stelle der Vorträge gelegentlich Abende für kleinere Mitteilungen anzusetzen. Der Vorteil eines belebten Interesses bei dem durch den Augenblick hervorgerufenem Meinungsaustausche zeigte sich schon bei dem ersten derartigen Abend.

Seine Mittel stellte der Verein zu verschiedensten Zwecken bereitwillig zur Verfügung, vor allem für die anthropologische Kommission und für Ausgrabungen. Dem Germanischen Museum wird seit 1892 ein jährlicher Beitrag zugewendet. Für Herstellung der Sebalduskirche in Nürnberg wurde im laufenden Frühjahr ein einmaliger Beitrag von 50 Mark bewilligt.

Der Verein hat sich 1892 dem Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine angeschlossen.

Vorträge, gehalten im Altertumsverein.

1890 November 27. Rosenbergl, Die silberne Taufschale von Cappenberg. — Schumacher, Grabhügel von Villingen. — Wagner, Grabhügel bei Rappenaui.

1891 Februar 12. Schumacher, Grundlagen und Resultate der urgeschichtlichen Forschung.

März 19. Luckenbach, Schliemann und seine Verdienste um die Wissenschaft.

November 28. Weinbrenner, Burg Wildenstein im Donauthal. — Schmitt, Der Dom zu Mainz in frühromanischer Zeit.

Dezember 4. Wagner, Neue Hügelgrabfunde aus Salem.

- 1892 Januar 15. Lübke, Wandgemälde in der Kirche Ober-Grombach.
Februar 25. Dörr, Das Forum Romanum.
März 17. Emele, Das Zeitalter der Perrücke und des Zopfes.
November 3. (24.) Wagner, Das römische Bad in Badenweiler.
November 24. Schmitt, Die Krypta der St. Gallusbasilika in Ladenburg.
- 1893 Januar 12. Christ, Über die Gangolf-Kapelle bei Neudenu. — Wagner, Die Holzschnitzwerke in der St. Lorenzkirche in Rottweil. — Weinbrenner, Frühromanisches (Limburg a. d. Hardt).
Februar 25. Wagner, Ausgrabung bei Büchig, Amt Bretten.
November 9. Böckel, Griechische Studienreise der Gymnasiallehrer.
November 30. Wagner, Römische Ausgrabung in Wössingen. — Rosenberg, Ein romanisches Kunstwerk in St. Trudpert.
Dezember 14. Petzet, Reise nach Island.
- 1894 Januar 25. Luckenbach, Ergebnisse der Ausgrabungen zu Olympia.
März 5. Wagner, Römische Bildsteine aus dem Grossh. Fasanengarten.
März 17. Ammon, Arbeiten der anthropologischen Kommission. — (u. Mai 4.) Wagner, Ausgrabungen bei Wössingen.
Mai 4. Schmitt, Die Abteikirche Allerheiligen.
Dezember 16. Wagner, Burgruine auf dem Turmberg bei Durlach.
- 1895 Januar 17. (April 25.) Wilsner, Die Etrusker.
Februar 28. (April 25.) Luckenbach, Das römische Forum.
März 28. Böckel, Troja.
April 25. Kleinere Mitteilungen. (Geh. Rat Wagner, Luckenbach.)

Referate über die Vorträge

(unter Verantwortlichkeit der Vortragenden).

Anthropologie, Ethnologie, Ethnographie.

Petzetz, Eine Reise nach Island. 14. XII. 93. K. Z. 18 I. 94. (An der Hand eigener Studien und Photographien.) Globus 58, 211, 227.

Ammon, Über die Arbeiten der anthropologischen Kommission. 5. III. 94. K. Z. B. 17. III. 94 (Schwäb. Merkur 6. III. 94).

Geschichte, Archäologie, Kunstgeschichte.

I. Altertum.

A. Allgemeineres.

Böckel, Troja, 28. III. 95. K. Z. B. 23. V. 95.

Der Vortragende schilderte die Thätigkeit Heinrich Schliemanns auf dem Burg-
hügel von Hissarlik, wo man schon früher mit Recht die Stätte des homerischen Troja
erkannt hatte. Das vom Meere viel weiter weggelegene Bunarbaschi wird jetzt wohl
niemand mehr für die alte Königstadt des Priamos in Anspruch nehmen. Während
früher Schliemann († 1890) unter den neun übereinanderliegenden Schichten von
Hissarlik die zweite, wo auch der grosse Goldschatz gefunden wurde, als die bezeichnete,

welche als die homerische zu gelten habe, scheint es jetzt nach den sorgfältigen Ausgrabungen von Prof. Dörpfeld in den Jahren 1893 und 1894 sicher, dass nicht die zweite Stadt von auffallend geringm Umfang, sondern die sechste, weit bedeutendere diejenige ist, welche Homer von den Griechen unter einem mykenischen Herrscher belagern lässt. Zur Zeit von Mykenes grösster Blüte, etwa 1500—1000 v. Chr., hat hier diese sechste Stadt bestanden, in deren Trümmern sich neben einheimischer troischer Topfware auch importierte mykenische Vasen finden. Die Zeit der zweiten, prähistorischen Stadt ist jetzt auf etwa 2500—2000 v. Chr. hinaufzurücken. Der Redner schildert den Verlauf der beiden Ausgrabungen, welche Dörpfeld, der langjährige Mitarbeiter Schliemann's, nach dessen Tode vornahm: sie wurden durch die von Schliemann's Witwe und vom Deutschen Kaiser zur Verfügung gestellten Mittel ermöglicht; der Vortragende verweilte besonders bei dem gewaltigen, auf der Süd- und Ostseite wohl erhaltenen Mauerring mit seinen Thoren und Türmen, unter denen namentlich der den Burgbrunnen bergende Nordostturm von ebenso bedeutender Stärke als vortrefflicher Arbeit ist; ferner besprach er die innerhalb der Mauer auf Terrassen gebauten Reste von Tempeln oder Privathäusern; er erörterte dabei die eigentümliche Technik, berührte manche einzelne Funde und zuletzt die glänzenden Bauten, durch welche die Zeit der Diadochen und der ersten römischen Kaiser dem alten Ilios zu einer zweiten Blüte verhalf. Diese Bauten haben aber auch im Innern der Stadt alle Reste der über der zweiten Stadt liegenden sechsten zerstört. Erläutert wurde der Vortrag durch einen autographierten Plan der II. und VI. Stadt, von dem jeder Anwesende ein Exemplar erhielt, durch zahlreiche Pläne und Skizzen, namentlich aber durch eine reiche Auswahl von Photographien, welche Herr Dr. Winnefeld in Berlin zur Verfügung gestellt hatte.

Böckel, Über die griechische Studienreise der Gymnasiallehrer 9. XI. 93. K. Z. 20. XI. 93. s. unten.

F. Dürr, Das Forum Romanum. 25. II. 92. K. Z. B. 3. III. 1892.

Luckenbach, Schliemann und seine Verdienste um die Wissenschaft. 19. III. 91. K. Z. 24. III. 91.

Luckenbach, Die Ergebnisse der Ausgrabungen zu Olympia. 25. I. 1894. K. Z. 2. II. 94.

Der Redner sprach über den Festplatz von Olympia auf Grundlage eines Planes von Baudirektor Dr. Durm. Die Ausführungen des Vortragenden deckten sich mit den „Südwestdeutsche Schulblätter“ 1893, X. p. 177 f. gegebenen.

Luckenbach, Das römische Forum. 28. II. 95. K. Z. 14. III. 95. Vgl. Levy-Luckenbach, Das Forum Romanum der Kaiserzeit (München-Leipzig 1895).

Das gesprochene Wort wurde durch eine Menge von Abbildungen unterstützt, von besonderer Wichtigkeit aber war das Blatt, das jedem der Zuhörer eingehändigigt wurde. Es enthielt eine von dem Architekten Professor Levy in Karlsruhe rekonstruierte Forumansicht. Aus der Vogelschau isometrisch entworfen, giebt das Blatt einen klaren Überblick über die einzelnen Bauten, die das Forum umgaben. Zunächst besprach der Redner das Äussere eines jeden Baues, um dann länger bei dem Zweck desselben und seiner geschichtlichen Bedeutung zu verweilen. Eine kurze Geschichte des Verfalls und der Aufdeckung des Forums beschloss den Vortrag. Im Anschluss an diesen Vortrag brachte der Redner am 25. IV. 95 einige Bemerkungen über den Gesichtspunkt, unter welchem im klassischen Altertum die Anlage von Plätzen erfolgte. Dieser

Gesichtspunkt ist dem heutigen genau entgegengesetzt. War man im Altertum darauf aus, eine Art von Zurückgezogenheit von dem Getriebe der Gasse zu erreichen, weswegen besonders die architektonische Ausbildung alter Plätze bis in die italienische Renaissance eine harmonische und angenehm das Auge beschäftigende war, so dienen Plätze der Neuzeit gerade dem intensivsten sich von allen Seiten kreuzenden Verkehr. Waren früher die Strassenmündungen auf die Plätze möglichst wenig auffallend, so ist der Stempel des modernen Platzes vielmehr das Zusammentreffen reicher Strassenadern. Aus dem so veränderten Gesichtspunkten ergibt sich auch, weswegen moderne Plätze meist so ungünstig für die Aufstellung von Denkmälern sind. Ihre Situation inmitten vorüberbrausenden Verkehrs ladet nicht zum Schauen ein. (Vgl. K. Z. B. 23. V. 95.)

Schumacher, Grundlagen und Resultate der urgeschichtlichen Forschung. 12. II. 91. K. Z. B. 18. II. 91. Vgl. Neue Heidelberger Jahrbücher II, S. 93—140.

Wilser, Die Etrusker. 17. I. 95. K. Z. 25. I. 95.

Könnte man dem wichtigen Kulturvolk der Etrusker eine sichere Stelle in der europäischen Völkerfamilie anweisen, so wäre damit eine beschämende Lücke ausgefüllt. Schon im Altertum schien ihre Herkunft und Verwandtschaft in rätselhaftes Dunkel gehüllt: „keinem anderen Volke an Sprache und Sitte gleich“ nennt sie Dionys von Halikarnass, und auch unser auf seine Wissenschaft so stolzes Jahrhundert ist nicht klüger geworden, denn „weiter haben auch wir nichts zu sagen“, bemerkt hierzu Mommsen in seiner Römischen Geschichte. Andere Forscher, die sich mit einem solchen Ignoramusbekenntnisse nicht begnügen wollten, sind in ein — zumteil geradezu wildes — Raten verfallen und haben die Etrusker mit den Litauern, Slaven, Goten, Nordgermanen, Italern, Kelten, Iren, Armeniern, Indern, Basken, Libyern, Semiten, Phönikern, Finnen, Turaniern, Chinesen in Verbindung gebracht! Die Reihenfolge dieser Namen entspricht ungefähr dem Masse der Entfernung von den Thatsachen; denn merkwürdigerweise ist gerade das, was die Etrusker allem Anscheine nach wirklich waren, nicht getroffen worden. Der lange, ergebnislose Streit hat die Etruskerfrage, wie einst die Keltenfrage, so sehr in Verruf gebracht, dass Viele gar nichts mehr davon wissen wollen, dass manche der Sprachvergleiche dienende Zeitschriften grundsätzlich nichts Etruskisches mehr aufnehmen. Und doch lassen uns in neuerer Zeit zwei Umstände hoffen, Licht in das Dunkel bringen zu können. Die Annahme der arischen Urheimat in Nordeuropa hat die Aufstellung eines so genauen Stammbaumes ermöglicht — den früheren Stammbäumen fehlte das Wesentlichste eines Baums, die Wurzel —, dass jedes Volk, mit den bekannteren auch die weniger bekannten, seine ganz bestimmte, den geschichtlichen Nachrichten und Verwandtschaftsverhältnissen entsprechende Stelle findet. Dann aber hat uns in den letzten Jahren Zufall, Finderglück und Forscherfleiss ein etruskisches Sprachdenkmal beschert, wie man es längst nicht mehr erhoffen durfte, die Agramer Mumienbinden, aus denen Professor Krall in Wien einen lesbaren Text von 1200 Wörtern hergestellt hat (Denkschriften der k. k. Akad. der Wissenschaften, Wien 1892).

Freilich ist auf die erste freudige Überraschung bald eine Enttäuschung gefolgt: in all dem Wust von Wörtern lässt sich zunächst nur wenig bekanntes entdecken, und Krall selbst spricht sich im Einvernehmen mit Deecke und Pauli sehr zurückhaltend aus. Für das Ariertum der Etrusker schien keine Stütze gewonnen, ja der Engländer Sayce sagte geradezu, die neue Entdeckung habe dieser Ansicht den Todesstoss gegeben. Und doch spricht so Vieles für die Verwandtschaft der Etrusker mit andern

europäischen Völkern! Die Anthropologie, die schon manchmal eine gute Führerin auf den dunkeln Pfaden der Völkerkunde geworden, muss das Volk nach den Schädel-funden (Index im Durchschnitt 76) und den bemalten Bildnissen der Verstorbenen auf den Aschenkisten, die oft deutlich helles Haar und blaue Augen erkennen lassen, der nord-europäischen Rasse zurechnen. Dafür aber, dass ein Volk dieser Rasse eine nichtarische Sprache gesprochen, giebt es in der Geschichte kein Beispiel. Recht, Bewaffnung, Kunststil, Schrift und Mythologie der Etrusker sind auffallend griechenähnlich. Alte Schriftsteller (Liv. V 33, 11, Plin. III 19 und 24, Justin. XX 5) bringen das Volk mit den Rättern (sie selbst nannten sich auch Rasna, *Ῥασίνοι*), andere mit den Tyrsenern oder Pelasgern, was nach Herodot, Hellanikos, Thukydidēs, Dionys von Halikarnass gleichbedeutend, oder den Lydern (Plin. III 8, Horat. Sat. I, 4) in Verbindung; die Räter aber sind nach Stephanos von Byzanz von tyrsenischer Abkunft (*Ῥαῖτοι Τυρρόνηνικόν ἔθνος*). Pelasger und Griechen sind nicht scharf zu trennen: Herodot (I 56) erklärt die Jonier für Pelasger, die Dorer aber für Hellenen. Wie ist der Zusammenhang dieser Nachrichten herzu-stellen? Im arischen Stammbaum bildet der grosse thrakisch-litauische Stamm den westlichsten, unmittelbar an den linken germanischen Flügel, die Goten, sich anlehnen-den Arm des dreispaltigen „Oststroms“. Von den Thrakern aber ist in verschiedenen Wellen die arische Besiedelung von Kleinasien, der Inseln, der Balkanhalbinsel, der östlichen Alpenländer und des nordöstlichen Teils von Italien erfolgt. Während die ältesten Wellen „Pelasger“ heissen (und da der Sage nach Pelasgos ein Sohn des Palaichthon, so bedeutet der Name wohl nur „die Alten“), führen spätere den Namen „Tursen“ (so in den ägyptischen Denkmälern des zweiten Jahrtausends und in der Völkertafel der Genesis) oder „Tyrsener“ (sie sind die Träger der vielumstrittenen „mykenischen Kultur“), die jüngsten den der „Hellenen“ und „Makedonier“.

Die Zusammenhänge sind in den Sprachen noch leicht zu erkennen: keine neuere Sprache hat so viel Ähnlichkeit mit der griechischen wie die litauische (platus, drasus, diewas, lampā, duma, dumai, piemnu, pillis, kaire = *πλατύς, θρασύς, θεός, λαμπάς, θυμός, θῦμα, ποιμήν, πόλις, χεῖρ*), und auch das nachbarlich verwandte Slavisch enthält einige für das Griechische bezeichnende Wörter (vic, dolga = *νίος, δόλιχος*). Dass das thrakische Wort *Κρονστανη*, Schwalbenkraut, nur aus dem Litauischen zu erklären ist, hat schon J. Grimm gezeigt. Die Sprachen beider Völker aber, die ja mit ihren germanischen Nachbarn auch die Namen Getae, Goti, Gudai gemein hatten, lassen die deutlichsten Beziehungen zum Nordisch-Germanischen erkennen. Die litauischen seien als unbestritten vorausgesetzt, einige thrakische aber hervorgehoben: *τράλλεις* und *σκάλη* (Kriegs-knecht, Schwert) sind auch altnordische Wörter (thraell und skalma), *βρῦτος* und *βέκος*, Bier und Brot, sind doch sicher vom germanischen „brauen“ und „backen“ abzuleiten, die Göttin *Βένδης* (spr. Wendis) ist eins mit der nordischen Vanadis und *βεδν* (spr. vedu) entspricht der gegen das germanische Watar verstümmelten slavischen Form voda. Das Ariertum der tyrsenischen Räter ist nicht zu bezweifeln und doch sollten ihre nächsten Verwandten, die ebenfalls tyrsenischen Rasener, denen Livius die gleiche Zunge (sonum linguae) zuschreibt, eine nicht arische Sprache gesprochen haben?

Von der Unmöglichkeit einer solchen Annahme überzeugt, hat der Vortragende eine nochmalige, eingehende Prüfung des Krall'schen Textes vorgenommen. Von vornherein war zu vermuten, dass derselbe als „Ritualbuch“, was schon der Entdecker ganz richtig erkannt hatte, Götternamen, Opferspenden und Opfertiere mit den entsprechenden Zahlwörtern und endlich Bezeichnungen von Priestern, Behörden und Beamten

— in manchfaltigen Wiederholungen — enthalten würde. Dies hat sich denn auch bestätigt. Es findet sich zunächst sehr oft ein Wort für „Gott“ überhaupt, nämlich *ais* (aesar *αἰσοί* heissen nach Sueton und Hesych die etruskischen Götter, stark an die nordischen *aesir* erinnernd); ferner begegnen uns die Götter *Neth* unsl und *Maris* (Neptunus und Mars, Entlehnungen aus dem Lateinischen), *Tius* germ. *Tius*, *Ziu*, gr. *Ζεύς*; das etruskische *n* bezeichnet häufig nur den Nasenlaut; *Usil* (Sonne, vom Stamme *ans*), die Göttinnen *Thesa* (*Vanadis*, *Βένθις*) und *Uni* (*Juno*?) Opferspenden sind *vinum*, *mlach*, *methlum* (Wein, Milch, Meth?), Gefässe *ame*, *cape* (lat. *ama*, *capis*, deutsch *Kufe*), Opfertiere vielleicht *tura*, *mula*, *ceia* (*ceva* ist als Wort der Alpenvölker überliefert) *acale* (*αιξ*), d. h. Stiere, Maultiere, Kühe, Ziegen; *avils* (got. *aivs*, gr. *αἰών*) bedeutet „Jahr“ und ich (oft angehängt wie in *Mesane uslanec*) ist „und“; in *lunchummeti* steckt das bekannte *lucumo*. Das wichtigste Ergebnis aber, weil die nächste Verwandtschaft mit dem Griechischen bestätigend, waren die Zahlwörter: 1 *un*, 2 *thu*, 3 *triu*, 4 *zathrum* (*τέτραρες*), 5 *cealchus* (lemmisch *sialchwiz*, *quinque*), 6 *hechz* (*ἕξ*), 7 *huth* (*ἑπτά*), 8 *uceti*, 9 *nunthen*, 10 *zal* (auch *sal*, *zl*, got. *taihun*; 1 tritt im Etruskischen oft an die Stelle von *n*), 100 *cntu* (*centum*) 1000 *cilth* (*χίλιοι*). Bekräftigt wird diese Aufstellung dadurch, dass auch von anderen Forschern die meisten dieser Wörter als Zahlwörter, wenn auch mit anderem oder unbestimmtem Zahlwert, erkannt worden sind, dass *nunthen* durch die aus Etrurien stammenden *Nundinae* (Feier des neunten Tages) unzweifelhaft feststeht und dass die Bezeichnungen für 100 und 1000 in der Zusammenstellung mit *cepen* (*κεφαλή*, ägs. *hafela*) vorkommen, wohl mit der Bedeutung „Häuptling einer Hundertschaft, Tausendschaft“, gerade wie *cepen tutin* (osk. *tuta*, germ. *thiuda*) nur „Volkshaupt“ heissen kann. Wenn Andere (so z. B. F. Skutsch, „Zu den etruskischen Zahlwörtern“, *Indog. Forschg.* Bd. V) Zahlenreihen aufstellen, die in den Rahmen einer arischen Sprache durchaus nicht passen, so kommt das wohl zumeist daher, dass sie von der Voraussetzung ausgehen, die beiden 1848 bei *Toscane* gefundenen Würfel (*Fabretti* 2552) seien mit den Zahlen 1–6 (*mach*, *ei*, *thu*, *huth*, *sa*, *zal*) beschrieben. Diese Voraussetzung ist aber keine unbedingt sichere: es sind aus dem Altertum auch anders bezeichnete Würfel bekannt, und die ausgeschriebenen Wörter kennzeichnen vielleicht gerade die fraglichen Würfel als Ausnahmen, die zu einem ganz bestimmten — uns unbekanntem — Spiele gedient haben. Drei der Aufschriften sind ja auch nach der Aufstellung des Vortragenden Zahlwörter; ob es die andern ebenfalls sind, ist fraglich, jedenfalls kommen sie, wie auch das Wort *esl*, oft in Verbindung mit Zahlwörtern vor (*machs zathrum*, *ciem cealchus*, *eslem zathrumis* und dergleichen).

Es findet sich also, wenn auch einige der geäußerten Vermutungen nicht zutreffend sein sollten, im Etruskischen doch so viel arisches Sprachgut, dass man nicht mit Lehnwörtern allein auskommt und von weiteren Forschungen auf der gewonnenen Grundlage neue sprachliche Bestätigungen des Ariertums der Etrusker erhoffen darf. Sicher ist die Sprache sehr verschliffen und durch Auslassung von Konsonanten und Wechsel der Laute (*n* und *l*, *c*, *s* und *z*, *c* und *ch* und dergl.) in vielen Wörtern stark entstellt. *Tusci* und *Etrusci* sind ja selbst nur Verstümmelungen des alten Tursennamens, und die lateinische Form mancher mythologischer Namen wie *Herde*, *Pollux* (*Pultuce*) u. a., zeigt, dass die Römer, wie so manches Andere, auch Götter- und Heldensagen von den Etruskern übernommen haben.

Ein Wort muss noch über die Schrift gesagt werden, die wie schon erwähnt,

nach Gestalt und Lautwert der Zeichen die grösste Ähnlichkeit mit der griechischen hat. Hier wie dort wurde das „Digamma“ für den w-Laut gebraucht, und es musste daher für den f-Laut ein neues Zeichen gebildet werden. Dies wurde erreicht, indem man zwei P (auch im Griechischen die ursprüngliche Form des Pi) mit dem Rücken gegeneinander stellte, oder auch zwei B, wodurch dann mit Weglassung des Stabes eine Acht entstand, ein dem Etruskischen allein zukommendes Schriftzeichen; auch z hat im Etruskischen eigenartige, unmittelbar von dem Zeichen für t abgeleitete Formen. Die Haupteigentümlichkeit der etruskischen Schrift ist das Fehlen der mediae und der nicht entwickelten Doppelkonsonanten. Ausserdem begnügt sie sich, da o und u nicht unterschieden werden, mit vier Vokalen; ursprünglich muss aber — es ist in dem Syllabar der Flasche von Caere eingeflickt — ein besonderes Zeichen für o, und zwar in der römischen Form, vorhanden gewesen sein. Das etruskische Alphabet bestand demnach aus den Zeichen für 18 Laute (vier Vokale und vierzehn Konsonanten), und da nach Aristoteles, Plinius und Tacitus die älteste europäische Schrift auch nicht mehr Buchstaben hatte, so müssen wir dasselbe als ein altertümliches oder doch als eine Rückkehr zum Altertümlichen betrachten. Die im Jahre 1886 bei Kamina auf Lemnos gefundene etruskische Inschrift, die so viel Kopferbrechen verursacht hat, erklärt sich einfach durch die Annahme, dass die vorhellenischen Bewohner dieser Insel, die nach Thukydides (IV 109, 4) Tyrsener, nach Herodot Pelasger waren, ihre Schrift aus der gemeinsamen Stammesheimat nördlich vom Balkan mitgebracht haben, wie auch die italischen Tyrsener oder Pelasger (Plin. VII 57: In Latium eas attulerunt Pelasgi). Noch heute sind in den Sammlungen von Chur und Innsbruck alte rätische Denksteine mit etruskischer Schrift zu sehen; als die Römer ins Land kamen, hielten sie in begreiflichem Irrtum diese Inschriften für altgriechische (Tac. Germ. 3: monumentaque et tumulos quosdam Graecis literis inscriptos in confinio Germaniae Raetiaeque adhuc exstare).

Die Phöniker können nicht länger als Erfinder der europäischen Buchstabenschrift gelten: sie haben dieselbe, so gut wie früher Hieroglyphen und Keilschrift, von ihren Nachbarn entlehnt. Schon im Jahr 1888 hat der Vortragende (Karlsruher Altertumsverein, Heft 1, 1891) ein „urarisches“ Alphabet von 18 Zeichen hergestellt, aus denen sich — und zwar bei jedem Volk unabhängig von den andern — die späteren Erweiterungen, mediae, Doppelkonsonanten, w und z, entwickelungsgeschichtlich ableiten lassen.

Wenn auch in der Sprache der Etrusker noch recht Vieles dunkel ist und vielleicht immer dunkel bleiben wird, so dürfen wir doch nicht länger einem Volke, das mit den übrigen Europäern Rasse und Kultur gemein hatte, eine Sprache zuschreiben, die nicht nur nicht arisch, sondern mit keiner andern Sprache vergleichbar ist. Das wäre mehr als wunderbar; Wunder aber giebt es nicht in der Weltgeschichte.

Am 25. April 1895 machte Herr Dr. Wilser folgende Mitteilungen (vergl. K. Z. B. 23. V. 95).

Er erinnerte an einige germanische Namen (Morolf, Onegis, Halfdan, Alcuin, Grifo), bei deren Bildung oder Zusammensetzung Wortstämme benützt sind, für die uns nur das Keltische die entsprechende Deutung (mor = magnus, on = praeclarus, dan = fortis, alg = nobilis, grip = superbus) giebt. Die Annahme, dass einst auch das Germanische die betr. Wortstämme mit der gleichen Bedeutung besessen habe, lag nahe, und für das Wort mor sei es dem Vortragenden auch gelungen, die Bedeutung „gross“, noch in geschichtlicher Zeit, nachzuweisen, und zwar durch folgende Stellen: Cosmogr. Ravenn. Anonym. IV 18: Item ad partem quasi meridianam, quomodo a spatiosissima dicatur terra, est patria quae

dicitur Albis Maurungania . . . , ferner Olai Magni Hist. de gent. septentrion. I 18: Est enim lapis ingens Morasten dictus . . . und VIII 1 lapis campestris amplus, ab incolis perpetuo tempore morasten appellatus. — Erics Olai Historia Suecorum Gothorumque. Lib. III, S. 82: in communi Placito Morating (heute Storthing, d. h. Grossrat). Morstein heisst noch heute ein Felsenschlösschen an der Jagst. — Wie die Sprachen, so ist auch der Kunststil der europäischen Völker urverwandt. Die Eigentümlichkeit derselben, die Stilisierung, hat sich im germanischen Stil, der am längsten unberührt geblieben, am meisten entwickelt. Der schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung hochentwickelte germanische Holzbau ist die Voraussetzung für den „romanischen Stil“. Aus ihm stammen die Säulengänge (porticusque in omni decore dispositas, Jord. Get. 24) und die unerschöpfliche Fülle des Zierwerks, die „spielende Kunst“, in der Erfindung immer neuer Säulenknäufe u. dergl. (Et sculpturata ludit in arte faber, Fort. Venant. De domo lignea).

Geh. Rat Wagner führte in mehreren Sitzungen Neuerwerbungen der Staatssammlung vor, unter anderem Nachbildungen der goldenen Becher von Vaphio, des rumänischen Goldfundes von Petroessa u. a.

B. Badisches.

Wagner, Neue Hügelgrabfunde aus Salem. 4. XII. 91. K. Z. 8. XII. 91. Corr. Bl. X. 110 (XI. 193).

Es befindet sich im dortigen Hartwald, eine halbe Stunde westlich von Salem, eine Gruppe von 20 Grabhügeln, von welchen bereits in den Jahren 1830 und 1834 auf Veranlassung des verewigten Markgrafen Wilhelm acht, und dann 1878 von dem Vortragenden ein neunter ausgegraben worden waren.*

Hierzu kam nun nach huldvoll gewährter Ermächtigung Seiner Grossh. Hoheit des Prinzen Wilhelm ein dem südlichen, noch unberührten Teil der Gruppe angehöriger zehnter Hügel. Derselbe mass bei 20 m Durchmesser 1,50 m in der Höhe; da man aber bei der Grabung erst in 1,80 m Tiefe auf gewachsenen Boden stiess, so muss die Bestattung, ehe sie mit dem Hügel zugedeckt wurde, erst etwa 30 cm eingetieft worden sein. Sie fand sich ungefähr in der Mitte unter einem grossen 1 m tief gehenden, unregelmässigen Haufen zusammengetragener grösserer und kleinerer Steine. Man stiess hier auf ein grosses, 93 cm langes Eisenschwert, auf dessen Klinge noch Reste einer Holzschide sichtbar waren, während im Griffe drei gut erhaltene Bronzestifte steckten. Es lag in seinem mittleren Teile auf einem ziemlichen Haufen sehr kleiner, kalcinierter Knochenstückchen, ob menschlichen oder tierischen, liess sich kaum bestimmen. Das Schwert lag von Nord nach Süd, mit dem Griff gegen Norden. Wenig entfernt gegen Süden trat in seiner Linie eine Bogenfibula von Bronze, dann ein grosser hohler Halsring und eine zweite Fibula, beide von demselben Metalle, endlich ein grosser, mit Bronzenägelnköpfen verzierter Gürtelhaken von Eisen zu Tage, an welchem noch Reste von Leinwand, aus Flachs gewoben, sich erkennen liessen. Wenig westlich vom Schwerte erschien unter den Steinen eine Menge von Scherben zusammengedrückter Thongefässe. Aus denselben liessen sich zwei grosse, sehr schön farbig verzierte bauchige Urnen, ein gröberer Topf, eine verzierte Schüssel, ein Trinknapf und vier kleine, zierliche Gefässchen, als wären sie für Kinder

* Vergl. darüber: E. Wagner, Hügelgräber und Urnenfriedhöfe in Baden. Karlsruhe, G. Braun; 1885, S. 3 ff.

bestimmt gewesen, zusammensetzen. Bemerkenswert waren auch Stücke von kleinen Deckeln, und noch mehr zwei rechteckige, flache, verzierte Brettchen von gebranntem Thon mit einem Bohrloch in einer Ecke, eine bisher nicht bekannte Form, die man als Spielzeug oder als Amulet erklären könnte. Die gegenseitige Stellung der interessanten Fundstücke blieb schwer erklärlich; da sich weiter keine Knochen mehr fanden, so lässt sich nicht einmal entscheiden, ob einst Bestattung oder Leichenbrand stattgefunden hatte. Etwa 3 m von der Mitte gegen Südwesten entfernt, aber in geringerer Tiefe fand sich ein weiteres Häufchen dünner und fein verzierter Gefässcherben, dabei ein Stück Gürtelblech von Bronze und ein sichelförmig gekrümmtes Eisenmesser. Der Grabhügel ist, nach den Funden zu schliessen, wie die früher geöffneten der Gruppe der sog. Hallstatt-Periode, vielleicht 500 Jahr v. Chr., zuzuweisen.

Wegen des Waldbestandes musste zunächst auf die Untersuchung weiterer noch unberührter Hügel verzichtet werden; es schien aber angezeigt, einen der schon 1830 ausgegrabenen auf's neue und gründlicher in Arbeit zu nehmen, da man sich damals mit einem wenig breiten Loch in der Mitte des Hügels begnügen zu dürfen geglaubt hatte. Derselbe war bei 22 m Durchmesser 2 m hoch; von der Grabung in der Mitte war kaum mehr etwas zu sehen. Immerhin zeigten sich ihre Spuren an der Unordnung, in welcher in den mittleren Partien eine Menge von Thonscherben und von Eisenstückchen durcheinander geworfen waren. Es gelang, aus ersteren noch zwei verzierte Schüsseln und ein Näpfchen von demselben Typus, wie die im anderen Grab gefundenen zusammensetzen, während letztere, zum Teil Reifstückchen mit Nägeln, Wagenrädern angehört haben könnten, welche bei sorgsamere Ausgrabung vielleicht gerettet worden wären. Dafür stiess man nun aber mehr gegen den Rand des Hügels, etwa 4 m von der Mitte gegen Westen, in 1 m Tiefe, also noch nicht auf gewachsenem Boden, unerwartet auf eine neue Bestattung, nach einigen noch vorhandenen Zähnen und Knochenstückchen zu schliessen, die eines Kindes von 13 bis 15 Jahren. Auf einem Haufen in der Gegend des Halses lagen die Reste einer Perlschnur, noch 36 Perlen aus Bernstein von verschiedener Grösse und Form und ebenso viele farbige aus Glas und Thon, dabei eine Fibula aus Bronze mit aufgesetztem, dreieckigen, verzierten Silberblech, ferner ein Armingchen mit schnurartigen Windungen, eine eigenthümliche Haft- und eine Schnalle aus Bronze. Etwa in der Fussgegend standen in einer Reihe sechs zerdrückte Thongefässe, welche sich wiederherstellen liessen und von den bisherigen wesentlich verschiedene, späterer Zeit angehörige Formen ohne Verzierung zeigten. Da auch die Gestalt der Fibel und noch vielmehr das Vorkommen einer Bronzeschnalle einer späteren Periode, der Römerherrschaft oder selbst der noch späteren, alemannischen Zeit angehört, so ist man zu der Annahme genötigt, dass der früher vorhandene alte Grabhügel hier in späterer Zeit zu einer neuen Bestattung aufgesucht und verwendet worden ist.

Schumacher, Grabhügel bei Villingen. 27. XI. 90. K. Z. B. 6. XII. 90 (3. XII. 90). Corr. Bl. IX, 159, X, 13. Neue Heidelberger Jahrb. II.

Wagner, Grabhügel bei Rappenu 27. XI. 90. K. Z. B. 6. XII. 90. Corr. Bl. X, 2 (K. Baumann).

Der Vorsitzende, Herr Geh. Hofrat Wagner, erstattet kurzen Bericht über die Ausgrabung einiger Grabhügel im Freiherrlich von Gemmingen'schen Walde bei Rappenu, welche im April des Jahres in seinem Beisein durch den Mannheimer Altertumsverein untersucht wurden. Pläne und Zeichnungen darüber wurden vorgelegt; die Fundstücke befinden sich in der Sammlung des Mannheimer Altertumsvereins.

(Es handelt sich um eine grössere Gruppe von Grabhügeln, in welchen eine interessante Mischung von Spät-Hallstatt- und Früh-la-Tène-Typen beobachtet wird. Auch einige bronzezeitliche Erscheinungen liegen vor.)

Wagner, Das Römische Bad in Badenweiler. 3. XI. 92, 24. XI. 92. K. Z. B. 6. XI. 92, 3. XII. 92. Cf. demnächst in den Kunstdenkmälern des Grossherzogtums Baden, Band Lörrach.

Wagner, Ausgrabung bei Büchig, Amt Bretten 25. II. 93. K. Z. B. 8. III. 93.

Der Redner besprach eine am 19. und 20. Oktober 1892 vorgenommene kleine Ausgrabung in der Nähe von Büchig, Amts Bretten. Dort war schon um Weihnachten 1845 Bürgermeister Th. Veit in seinem an einem Abhang westlich vom Dorfe gelegenen Grundstück beim Graben auf die Mauern eines kleinen viereckigen Baues von etwa 4 auf 5 m im Geviert gestossen und hatte bei der Untersuchung des Innern bis auf 3 m Tiefe eine Aschenschicht von etwa 30 cm Dicke und darüber menschliche Knochen, ein Messer, einige Architekturstücke, darunter eine profilierte viereckige Sandsteinplatte von 62 cm im Geviert mit hübsch reliefierten weiblichen Köpfen an den Ecken, viele römische Thonscherben, darunter solche von roter terra sigillata mit Töpferstempeln, angeblich auch mit Legionsstempeln, einen Beinkamm mit Bronzenägeln und ein kleines Sandsteinrelief, eine auf einem schreitenden Pferde reitende Frau vorstellend, gefunden. Die Fundstücke gingen verloren ausser dem letzteren Relief, das schon 1846, und der Sandsteinplatte mit Köpfen, welche 1877 in die Grossherzogliche Staatssammlung gelangten. Sie liessen es nicht zweifelhaft, dass der kleine Bau römischen Ursprungs war. Als es sich ferner später 1891 fügte, dass eine im März neu gebaute Strasse durch dasselbe Grundstück führte, stiess man ganz in der Nähe bei Ausführung eines Durchschnitts derselben im Beisein des Herrn Dr. Schumacher und Gemeindevorwörner von Bretten in 1—1½ m Tiefe im Lehmboden auf eine ungefähr ein Viereck von 4,60 auf 5 m ausfüllende ca. 80 cm dicke Schicht von scharf dunkel sich abhebender Erde, in welcher über einer 5—10 cm dicken Lage von Brandresten sich Nägel und Beschlägstücke von Eisen, ein römischer eiserner Sporn, viele Tierknochen, ein Rest von Wandverputz mit rot bemaltem Fugenstrich, Stücke von Ziegeln und Scherben von Thon und Glas vorfanden, aus welchen letzteren eine grosse, 70 cm hohe römische Amphora wieder zusammengesetzt werden konnte. In jeder Ecke des Vierecks fand sich eine Pfisterung von etwa 1 qm Ausdehnung, welche etwa als Unterlage von Balken gedient haben mochte. Mauerreste waren nicht oder nicht mehr vorhanden und je weniger sich feststellen lässt, welchen Zweck die beiden unzweifelhaft römischen kleinen Gebäude gehabt haben mögen, desto näher lag der Gedanke, dass vielleicht das letztere nur der untere Teil des 1846 abgehobenen ersten gewesen sein könnte. Vielleicht liegt irgendwo in der Nähe noch ein römisches Gehöft unter dem Boden; Nachforschungen, ein solches zu finden, führten aber zu keinem Resultat. Nur auf einem jenseits der Strasse wenig entfernt liegenden Abhang, dem „Schlossbuckel“, war der Besitzer beim Graben schon auf Stücke römischer Dachziegel und auf eine römische Münze, schliesslich sogar auf Mauerreste gestossen. Es schien geraten, hier weiter zu suchen, und am 19. und 20. Oktober wurden, veranlasst vom Altertumsverein, die nötigen Grabungen vorgenommen. Sie brachten keinerlei römische Reste mehr zu Tage, wohl aber zwei gut gearbeitete parallele Mauerzüge von 5 m Länge, zwischen welchen der schiefe Abstieg in einen Keller verlief, und im Umkreis um den Fuss des Hügels eine Art Terrassenmauer aus unbehauenen, zum Teil sehr grossen

Steinen, wie es schien, ohne Mörtel aufgerichtet, sonst trotz eifrigen Suchens und Sondirens keine weitere Mauerspür; in der steinarmen Gemarkung hatte man alles herausgerissen. Eine Anzahl in 2 m Tiefe gefundener Topfscherben und einige Stücke von Eisenbeschläg gehören dem Mittelalter an, dem also auch der einstige, wahrscheinlich kleine und vielleicht befestigte Bau zugeschrieben werden muss.

Von den früheren römischen Funden ist neben der grossen Amphora, dem Sporn und der skulptierten Steinplatte, welche ein Postament gedeckt haben mag, von besonderem Interesse die kleine Reliefdarstellung einer auf einem Pferd sitzenden Frau, welche einen nicht erkennbaren Gegenstand mit der Rechten auf dem Schoss hält, während sie mit der Linken die Zügel führt. Die Darstellung, welche in Südwestdeutschland in einigen Wiederholungen gefunden wurde (die Grossh. Staatssammlung besitzt drei Exemplare, aus Büchig, aus Stettfeld und aus Rheinzabern, ein viertes, besonders grosses, ist in die äussere Kirchenmauer von Königsbach eingefügt), konnte bisher eine ganz befriedigende Erklärung nicht finden, da es noch an begleitenden Inschriften fehlt. Nach einer Ansicht wäre es die Epona, die in der Kaiserzeit auch von den Römern verehrte Schutzgöttin der Pferde, Maultiere und Esel; nach einer anderen gehörte die Figur zu den Matronengöttinnen, welche in jener Zeit, in den Darstellungen gewöhnlich zu dreien zusammensitzend, ohne Pferd, gleichfalls angebetet wurden. Jedenfalls hat man es mit einer einheimischen, Segen spendenden Schutzgöttin zu thun.

Wagner, Römische Bildsteine aus dem Grossh. Fasanengarten. 5. III. 94. K. Z. B. 17. III. 94. Westd. Ztsch. XIII. S. 329 f.

In der Schrift des Grossh. Archivregistrator Julius Leichtlen in Freiburg „über die römischen Altertümer in dem Zehendlande“, Freiburg 1818, befindet sich die Notiz: „Beim Abbruch der alten, jetzt durch einen schönen Tempel (seit 1810) ersetzten Kirche zu Klein Steinbach a. d. Pfinz, Amt Durlach, fand man in den Grundmauern römische Steine, die auf die Verehrung der Minerva deuten, und wovon durch Weinbrenner's Vorsorge fünf nach Karlsruhe gebracht wurden. Dort liegen sie im Grossh. Fasanengarten, halb in Boden versunken, und dabei, weil sie ohnedies sehr beschädigt sind, schwer zu erkennen.“ In der That befanden sich die aus der weiteren Beschreibung erkennbaren Reliefsteine noch im Fasanengarten als Zier einer künstlichen Tempelruine vor; auf Grund huldvoller Erlaubnis Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs wurden sie im Laufe des Winters in die Grossh. Sammlung der Steindenkmale im Grossh. Sammlungsgebäude übergeführt. Ihre Erkennbarkeit ist nicht so schwer, als der Leichtlen'sche Bericht glauben machen könnte. Zwei derselben gehören zusammen zu einem in der Mitte zersägten rechteckigen Stein von 1,09 m Höhe und 73 cm Breite und Tiefe, an dessen vier Seitenflächen Reliefbilder angebracht sind. Drei derselben zeigen Götterdarstellungen, den jugendlichen Mars mit Helm, Schild und Lanze, Fortuna mit Steuerruder und Füllhorn und Victoria, geflügelt, den linken Fuss auf einer Kugel, mit der rechten Hand auf einen runden Schild deutend oder schreibend. Die vierte ist nur noch in der unteren Hälfte vorhanden und enthält hier eine unbeschriebene Inschrifttafel, über welcher der Adler des Jupiter, von dem noch die Fänge und die Enden der Flügel sichtbar sind, auf dem wagrechten Blitzstrahl sass. Über dem Adler dürfte eine Inschrift wahrscheinlich J. O. M. (Jovi Optimo Maximo) gestanden haben. Der dritte Stein ist ein grosses viereckiges Gesimsstück, das den erstbeschriebenen gekrönt haben muss.

Solche viereckige Steine mit einem Götterbild, auf jeder Seite, welchen Direktor Haug in Mannheim in der „Westdeutschen Zeitschrift für Geschichte und Kunst“, Jahrg. X, 1891, eine vortreffliche und erschöpfende Abhandlung gewidmet hat, finden sich in ziemlich beträchtlicher Anzahl auf bestimmt begrenztem Gebiet in römischen Niederlassungen von Südwest-Deutschland, Nordost-Frankreich; Haug zählt deren 218 auf, von denen 23 auf Baden fallen. Am häufigsten sind auf ihnen dargestellt, Juno, Merkur, Herkules und Minerva, dann Apollo, Mars, Vulkan, Viktoria u. s. f. Man hielt sie lange Zeit für römische Altäre, bis grössere Funde von Merten in Lothringen 1878, Heddernheim 1884 und Schierstein 1889 bewiesen, dass sie vielmehr einst als Postamentsteine grösseren Monumenten angehört haben, über welchen sich eine mehr oder weniger verzierte Säule erhob, auf deren Kapitäl öfter eine eigentümliche Gruppe aufgestellt war, die Darstellung eines bezanzerten Reiters mit unbedecktem bärtigem Haupt, der über eine schlangenfüssige Gestalt weg galoppiert (zwei solcher Gruppen besitzt die Grossh. Staatssammlung seit 1869 aus Pforzheim, eine dritte wurde im Lauf des vorigen Sommers bei den Limesuntersuchungen in dem römischen Lager von Neckarburken gefunden). Da sich nun unter den Steinen im Grossh. Fasanengarten auch noch ein grösseres Bruchstück einer solchen Reiterfigur befand, so ist erwiesen, dass der Fund von Klein-Steinbach ebenfalls einem solchen grösseren Monument angehört haben muss. Vermutlich stand in der Nähe noch ein zweites, sofern der fünfte noch übrige Stein das obere Eckstück eines weiteren Viergötterpostaments darstellt, auf dessen einer Seite die Eule und der Helmschmuck der Minerva übrig geblieben sind. Über die Deutung der merkwürdigen Reitergruppe herrschte längere Zeit Zweifel, bis Inschriften auf den Denkmalen von Heddernheim und noch besser von Schierstein bewiesen, dass dieselben Jupiter (I. O. M.) geweiht waren, der Reiter also den höchsten Gott vorstellen muss. Die schlangenfüssige Gestalt ist dann die eines Giganten, der das Pferd zu tragen, also dem siegreich einherstürmenden, in der erhabenen Rechten vielleicht den Blitzstrahl schwingenden Reiter dienstbar zu sein scheint. Man hätte es dann mit dem siegreichen Jupiter als allegorischem Vertreter der römischen Weltmacht zu thun, welcher das unter der, dem römischen Sinn (am Anfang des 3. Jahrhunderts nach Chr., dem die Denkmale angehören) nicht fremden Darstellung des Giganten symbolisierte gallische oder germanische Barbarentum dienstbar gemacht hat, und man begreift, wie die Dankbarkeit römischer Ansiedler auf dem eroberten Boden gerade in solchen Weihedenkmalen ihren Ausdruck finden konnte.

Wagner, Römische Ausgrabungen in Wössingen 30. XI. 93. 4. V. 94. Corr. Bl. XII. 82, XIII. 121. cf. unten.

II. Mittelalter und Neuzeit.

Wagner, Die Burgruine auf dem Turmberg bei Durlach. 6. XII. 94. K. Z. B. 18. XII. 94. cf. unten.

Am 25. IV. 95 (K. Z. B. 23. V. 94).

Herr Geh. Rat Wagner zeigt aus den Beständen der Grossh. Altertümersammlung das Ausgussrohr eines Wandbrunnens aus Bergkrystall vor. Das massige Stück besitzt bei 10,5 cm Durchmesser eine Länge von 20 cm und endigt in einen ziemlich flach geschnittenen Löwenkopf, aus dessen Maul das Wasser in fünf Strahlen gerade abwärts ausfloss. Zierlinien und Augen sind aus runden Steinen und grösseren Löchern

gebildet, welche mit schwarzer Masse, von der noch Reste vorhanden sind, ausgefüllt waren. Die Grossh. Sammlung hat den seltenen und wertvollen Gegenstand 1890 aus dem physikalischen Kabinet des Rastatter Gymnasiums erhalten, ohne dass erklärt werden könnte, wie er dorthin gekommen. Seine Formen sind byzantinisch, vielleicht romanisch. Ob er byzantinischen oder gar orientalischen Ursprungs ist oder als süddeutsche Arbeit aus romanischer Zeit angesehen werden darf, lässt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen.

Weinbrenner, Früh-Romanisches, im Anschluss an Besprechung des Werkes von Architekt Manchot über die Klosterkirche von Limburg a. d. H. 12. I. 93. K. Z. B. 4. II. 93.

Manchot hat eine Rekonstruktion des wichtigen Kirchenbaus geboten und aus den erhaltenen Überresten von Quaderbearbeitung im Innern der Kirche und analogen Teilen zu Strassburg und Neuweiler den Nachweis zu liefern versucht, dass, entgegen den seitherigen Annahmen, der Bau aus einer Strassburger Schule hervorgegangen sei. Anknüpfend hieran und unter Besprechung und Vorzeigung von Zeichnungen der angewandten Meisseltechnik wirft der Vortragende die Frage auf, ob diese Steinbearbeitung das Ziel technischer Vollendung der Steinflächen gewesen sein könne? Dieselbe zeigt eine mühevoll eigenartige Behandlungsweise der Quader an Teilen von besonderer Bevorzugung im Innern der Kirche; sei es an weihvollen Stellen des Chors oder der Krypten, sei es an technisch wichtigen Stellen des Baus, dort wo des stärkeren Druckes wegen Quadersteine neben dem Bruchsteingemäuer zur Anwendung kamen. Während Manchot darin die letzte künstlerische Vollendung der Flächen sieht, glaubt der Vortragende hierin den Ausfluss religiöser Begeisterung erkennen zu sollen, in der Zeit nach der Wende des ersten Jahrtausends, in welcher die Mithilfe an einem Kirchenbau als ein höchst verdienstliches, ja heiliges Werk galt. In solchem frommen Drange waren diese Werksteine in der so überaus fleissigen Behandlungsweise bearbeitet worden, auch für Stellen, welche später dem Auge entzogen waren; denn sie sollten und konnten an diesen Stellen nicht sichtbar bleiben, sondern wurden mit deckendem Putze überzogen, gleich den übrigen Wandflächen zur Aufnahme der in jener Zeit zur Anwendung kommenden Wandmalerei, welche alle Teile des Innern, ebenso Decken als Wände, Säulen und übrige innere Ausstattung in reichster Weise schmückte. Ein Aussparen einzelner Steinteile im Innern konnte kaum stattfinden zu einer Zeit, in welcher die ganze Technik, nach antiken Baugesetzen, eine Bekleidung durch Putz und Farbe, hier auch am Äussern zum Endziel hatte. Hinweisend auf die Ausmalungen des Doms von Speier und andere gleichzeitige Bauwerke kommt der Vortragende auf die Kirche von Oberzell-Reichenau zu sprechen, welche nur wenige Jahrzehnte vor dem Kloster Limburg entstanden, durch eine günstige Fügung heute noch die ganze, auf spätromischen Vorbildern beruhende Ausmalung des Innern zeigt. Auch die in ähnlicher Steintechnik behandelten Steinsärge jener Zeit, wie der sog. Tassilosarg in Lorsch, glaubt der Redner sich in farbiger Ausmalung denken zu sollen.

In interessanter und bestechender Weise begründete darauf Herr Manchot, welcher durch persönliche Teilnahme an der Sitzung sein Interesse an dem Gegenstande bezeugte, seine Ansicht, dass die nach Ansicht des Vortragenden für die Aufnahme von Verputz vorbereiteten, mit Spitzmeissel und anders figural verzierten Steine im Innern der Kirche wohl zur Aufnahme farbiger Dekoration, aber nicht zum Verputz gedient haben könnten.

F. J. Schmitt, Über den Dom von Mainz in frühromanischer Zeit. K. Z. 28. XI. 91. Zeitschrift f. bildende Kunst II. S. 171. f.

F. J. Schmitt, Die Abteikirche Allerheiligen. 4. V. 94. Zeitschrift f. Gesch. des Oberrheins NF. IX. 274 f.

F. J. Schmitt, Die Krypta der St. Gallus-Basilika in Ladenburg 24. XI 92. K. Z. B. 3. XII. 92.

Anknüpfend an die von dem Redner in der „Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins“, N. F. IV 3, in der vorhandenen Badener Stiftskirche nachgewiesene alte St. Peter- und Pauls-Basilika erwähnte Vortr. die erhaltenen Türme romanischen Stiles an der Stadtpfarrkirche in Durlach und der Dorfkirche in Grünwettersbach und ging dann zu der St. Michaels-Basilika auf dem oberen heiligen Berge bei Heidelberg über, welche auf Grund der vom Grossherzoglichen Kultusministerium veranstalteten und 1886 von Wilhelm Schleuning geleiteten Ausgrabungen in einer Monographie desselben ihre Publikation gefunden hat. Diese urkundlich im Jahr 1024 umgebauete kreuzförmige Säulenbasilika besass unter dem Chore eine auf vier freistehenden Säulen mit neun Kreuzgewölben überdeckte Krypta, deren Überreste noch auf uns gekommen sind. Eine Krypta von ganz gleicher Disposition und Konstruktion finden wir unter dem Chore der heutigen St. Gallus-Pfarrkirche in Ladenburg und hier stehen noch alle vier Monolithsandsteinsäulen samt Gurtbogen und Kreuzgewölben aufrecht, während sie bei der Krypta auf dem heiligen Berge leider bis auf die letzte Spur zerstört und verschwunden sind. Dadurch wird nun dieser Bauteil der Ladenburger Kirche zu einem höchst wertvollen; es sind Würfelkapitäl, welche ohne Deckplatten von den Säulenschaftigen getragen werden und zwar in einer Formgebung, welche mit derjenigen der Halbsäulen des Ostchores vom Donie zu Mainz aus den ersten Jahrzehnten des elften Jahrhunderts übereinstimmen. Die Michaels-Basilika auf dem heiligen Berge, sowie die zu Ladenburg wurden von den Benediktinern des berühmten Klosters Lorsch errichtet und dieses lag im Sprengel des Mainzer Erzbischofes, so dass der Zusammenhang mit der Hauptkirche des Bistums sehr erklärlich erscheint. Die Krypta der Kirche in Ladenburg gehörte sicher einem dreischiffigen Basilikenbaue an, ähnlich dem von St. Michael auf dem heiligen Berge, sie dauerte aber nur volle zweihundert Jahre, denn der frühgotische Chor der St. Gallus-Kirche dürfte gemäss seiner Bauformen etwa um 1230 begonnen worden sein. Das dreischiffige Langhaus entstand als Säulenbasilika gotischen Stiles mit vier Jochen im Jahre 1412 und das fünfte Joch wurde erst 1868 nach den Plänen von Baurat Dyckerhoff durch Bauinspektor Federle zur Ausführung gebracht. Auch bei der neuesten Restauration der St. Gallus-Kirche durch Baurat Williard im Jahre 1884 blieb die romanische Krypta unberührt, hier finden sich denn auch noch bis auf den heutigen Tag die Mensa des St. Gallus-Altars und an den Wänden der beiden Grablagen, sowie an den Säulenkapitäl Malereien in derben Umrisszeichnungen mit wenigen Farben in der Art behandelt, wie das dreizehnte und vierzehnte Jahrhundert solche zur Ausführung gebracht hat. Architekt Schmitt hat den wenigen auf uns gekommenen Basiliken Deutschlands aus dem Anfange des elften Jahrhunderts durch die wohlerhaltene Krypta der St. Gallus-Kirche in Ladenburg ein merkwürdiges Monument romanischen Stiles beigefügt, das in bester Weise die von der Benediktiner-Abtei Lorsch ausgehende Bauthätigkeit, gleich der von ihm gegründeten St. Michaels-Basilika auf dem heiligen Berge bei Heidelberg, zur Anschauung bringt.

Rosenberg, Über ein romanisches Kunstwerk in St. Trudpert, 30. XI. 93. K. Z. 5. XII. 93. Vergl. Schau-ins-Land, XX, S. 49f.

Christ, Über die Gangolf-Kapelle bei Neudenu, 12. I. 93. K. Z. B. 4. II. 93.
Frühromanisch. Eine Abbildung und kurze Beschreibung findet sich in der Zeitschr. f. Wirtemb. Franken, VIII (1870), S. 509f. Bei derselben eine Quelle, welche für Pferde wunderthätig sein soll, dies beweisen die zahlreichen, zum Teil recht alten, an den beiden Kirchenthüren als Votivgeschenke angenagelten Hufeisen.

Rosenberg, Silberne Taufschale von Cappenberg, 27. XI. 90. K. Z. B. 6. XII. 90.
Zeitschr. f. christl. Kunst III, Heft 12.

Lübke, Mittelalterliche Wandgemälde in der Kirche von Obergrombach, 15. I. 91.
K. Z. 23. I. 91. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins VI, 82f. (Vergl. auch F. J. Schmitt, K. Z. B. 18. II. 91.)

Wagner, Über die in der St. Lorenz-Kapelle in Rottweil aufgestellte Sammlung mittelalterlicher Holzschnitzwerke, 12. I. 93. K. Z. B. 4. II. 93.

Geh. Rat Wagner berichtete über die in den 1840er Jahren von Stadtpfarrer Dr. Dursch angelegte und in der St. Lorenz-Kapelle in Rottweil aufgestellte Sammlung mittelalterlicher Holzschnitzwerke, in welcher sich etwa 20 Nummern badischen Ursprungs befinden, von welchen Photographien vorgelegt wurden. Von sieben der schönsten der letzteren wurden mit Erlaubnis des Stadtrats von Rottweil Gipsabgüsse beschafft, welche sich jetzt — allerdings wegen Raummangels vorläufig nicht aufgestellt — in der Grossh. Sammlung der vaterländischen Altertümer in Karlsruhe befinden. Die Originale wurden leider nach dem Geschmack der damaligen Jahre, wie der gedruckte Katalog besagt, „von allen Farben und der Vergoldung gereinigt“ und sämtlich mit der selben gelben Holzfarbe angestrichen. Es befinden sich unter denselben fünf auf dem Dachboden der früheren Pfarrkirche von St. Georgen gefundene Apostelstatuen und ebendaher eine sitzende Madonna mit dem Kind, in strengen, wenig im Detail ausgearbeiteten Formen dargestellte frühgotische Figuren, die aber doch durch eigentümliche erste Würde zu fesseln geeignet sind; ferner aus Roggenbeuren bei Salem eine in überraschender Lebendigkeit der Bewegung und des Ausdrucks wiedergegebene Gruppe von drei, Christus auf dem Kreuzweg begleitenden Frauen, bei welchen der einfach schöne, ungeknitterte Faltenwurf der Gewänder ebenfalls auf frühere Entstehungszeit schliessen lässt; endlich aus Wangen bei Radolfzell eine schön komponierte Gruppe von sechs Figuren, die Kreuzerfindung darstellend, in welcher im Beisein der Kaiserin Helena durch das Holz des Kreuzes eine Tote erweckt wird, wohl um 1500 zu setzen, wie auch zwei grössere Hochreliefs von demselben Orte, je eine knieende gekrönte Heilige mit einer hinter ihr stehenden männlichen Figur, mit edelm Gesichtsausdruck, wenn auch unruhiger im Faltenwurf.

Weinbrenner, Burg Wildenstein im Donauthal. K. Z. 28. XI. 91.

Das romantische Thal der oberen Donau, bis jetzt nur wenig bekannt, ist seit Erbauung der strategischen Bahnen in das grosse Netz der Eisenstrassen gezogen und wird dadurch ein beliebtes Reiseziel werden. Unter den vielen dort bestehenden Burgen und Schlossruinen ist es besonders die Bergfeste Wildenstein, welche als merkwürdiges Baudenkmal, bewohnbar und ziemlich erhalten, ihre Anziehung nicht verfehlen kann.

Auf schroffem Felsgrat des Schwäbischen Jura gelegen, 200 m hoch über der unten rauschenden Donau, welche sich vielfach krümmend zwischen schwer zugänglichen Felshängen durchdrängt, von wenigen Orten gesehen und weitab von den wich-

tigeren Handelsstrassen, war die Bedeutung dieser in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von dem Grafen Gottfried Wernher von Zimmern erbaute Feste weniger in der Beherrschung und dem Schutze der Gegend, als in der gesicherten Zuflucht zu suchen, welche sie in Zeiten der Kriegsgefahr oder verheerender Krankheiten dem Erbauer und seinem Anhang gewähren konnte, wovon die Zimmen'sche Chronik mehrfach erzählt. Diese berühmte Handschrift aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bildet für das Bauwerk die einzige Quelle von Nachrichten, besonders soweit es das Leben und Wirken des Erbauers betrifft. Über dessen Bauliebhaberei, seine Bauthätigkeit und leitenden Bagedanken wird manche scharfe Kritik geübt und dem Werke ein schlechtes Alter vorhergesagt; Tadel und Spottreden über den „Zimbrischen Bau“ nicht gespart. Der Chronikschreiber war jedoch falsch berichtet. Denn heute, nach mehr als 300 Jahren, staunen wir, wie tadellos das Mauerwerk und wie der „beschnittene Fels“ das Aussehen hat, als ob gestern die Arbeiter den Bau verlassen hätten.

Wir erkennen in dieser Feste einen der Versuche, welche den Festungsbau jener Zeit, der gesteigerten Wirkung der Geschütze Rechnung tragend, auf eine entsprechende Höhe bringen sollte. Von dem Grafen Gottfried, welcher unter Beizug eines welschen Werkmeisters den Bau selbst leitet und betreibt, wird als besonders wirksames Mittel für die Uneinnehmbarkeit erachtet, das Ersteigen der Mauern durch Leitern (escalade) zu verhindern und unmöglich zu machen durch die Schaffung hoher senkrechter Felswände und daraufgesetzter hoher Mauern. Grössten Wert legt er dabei auf einen breiten und tiefen Graben, welcher mit bedeutenden Kosten aus dem harten Kalkfels gebrochen wird und zugleich das Baumaterial für das ganze Werk liefert. Auf die gute Verteidigung und Instandsetzung der Feste wird mehr geschaut, als auf die Bequemlichkeit der Bewohner. Dagegen wird allerdings ein hochwichtiger Punkt übersehen, welcher in späterer Zeit vom schlimmsten Einfluss sein musste: die zu niedere Lage der Feste gegenüber der nächstliegenden Umgebung, von deren Höhen aus jene fast eingesehen und beherrscht war. Dies zeigte sich bei der einzigen ernstlich ins Werk gesetzten Belagerung (September 1642), etwa 100 Jahre nach der Erbauung, bei welcher der Widerstand der Besatzung leicht gebrochen werden konnte.

Aus den bezüglichen Stellen der Chronik und unter Vorzeigung von selbstgefertigten Aufnahmen der Feste, bestehend in 20 Blättern mit Grund- und Aufrissen und vielen Einzelheiten, erläuterte der Vortragende das ganze Bauwerk in Bezug auf die Verteidigungs- und sonstigen Zwecke der einzelnen Räume und Teile, indem er den künstlerischen Schmuck, soweit er noch vorhanden, sowie die geschichtlichen Daten hervorhob.

Emele, Das Zeitalter der „Perrücke und des Zopfes“ 17. III. 92. K. Z. 5. IV. 92.

Er schilderte erstere als das rechte Symbol einer eiteln und selbstgefälligen Zeit, in welcher aus dem ursprünglichen Ersatz eines natürlichen Haarmangels ein Schmuck- und Modestück aus der Perrücke wurde, aus Frauen-, Pferde- oder Ziegenhaar verfertigt. Während des dreissigjährigen Krieges war langes Haar Mode geworden; da die Natur der Mode nicht folgen konnte, musste die Kunst immer ausschreitendere Bedürfnisse decken. Nachdem in Frankreich schon anfangs des 17. Jahrhunderts die Perrücken üblich wurden, Ludwig XIII. sie in den zwanziger Jahren annahm, wurde sie nach 1660 durch Annahme seitens Ludwigs XIV. selbst ganz allgemein, auch mit grosser Schnelligkeit in Deutschland, und schliesslich auch von der Geistlichkeit nach

heftigen Kämpfen innerhalb derselben angenommen. Bei den Katholiken vertrat dann später eine zurückzuschlagende Klappe auf dem Hinterhaupt die Tonsur. Die Perrücke wächst dann zu riesigen Flügeln und Locken an, die von tiefem Scheitel abfallen. Mit der Allongeperrücke verschwindet dann der Bart.

Der nächste Modezwang war der Puder, dem sich noch der alte Ludwig XIV. bequemen musste, keine Neuheit, da man schon im 16. Jahrhundert in Paris mit violetem Puder braune Haare, mit blauem blonde bestreute. Ursache war die blonde Perrücke — die selten und gesucht war, der Puder sollte die Farbe dunklerer dämpfen. Nach anfänglichem Gespött sind 1720 alle Köpfe weiss, bald auch die weiblichen; in übertriebenen Hyperbeln schrieb man dem Puder verschönernde Eigenschaften zu. Preussen verbrauchte an 90 Millionen Pfund Puder jährlich, wozu 2 Millionen Scheffel Weizen nötig waren. Die nächste Folge des Puders war der Gebrauch roter und weisser Schminke für die Gesichter.

Nachdem die Scheitel sich gesenkt, schrumpften die Seitenlocken zu einigen Rollen an den Kopfseiten zusammen, gegen Mitte des 18. Jahrhunderts zu einer einzigen Rolle über Stirn, Schläfen und Ohren (die Vergette). Mit der Verkürzung der Seitenflügel aber wurde die lästige Haarmasse hinten zunächst geknotet. Von der Soldateska, welche die Unbequemlichkeit des langen Haares im Dienst durch Umwicklung mit Band beseitigte, entnahm man den Zopf. Vom Soldaten übernahm ihn der Offizier, von diesem die bürgerliche Welt. Anfangs verweigerte die vornehme und die französische Welt ihm die Aufnahme und stellten ihm als Seitenstück den Haarbeutel entgegen. Beide Einrichtungen neben einander auch national als deutsche und französische Tracht aufgefasst.

Unter Friedrich Wilhelm I. schon wurde er in Preussen getragen, der junge Zieten trug schon 1699 seinen Zopf. Mitte des Jahrhunderts hatte jede Kompagnie ihren Friseur, der schon Morgens 2 Uhr seine Arbeit begann. Die zuerst Frisierten durften nicht mehr schlafen. Während des Frisierens trug man den Pudermantel.

Schwierig war die Herstellung der Vergette. Der Zopf ward steif gewickelt, der Soldat bekam jährlich etwa drei Ellen Zopfband. Nur die Bayern drehten die Zöpfe dreifach und schlugen sie auf. Hier wird 1766 (zeitweilig) der Haarpuder abgeschafft, 1788 der Zopf in den Cadogan (Haarknoten) umgewandelt und an Stelle der Seitenlocken traten gekrauste Backenbärte.

Ende des 18. Jahrhunderts halten nur die Höfe und die feine Welt noch zäh am Zopf, obgleich schon nach 1770 in Frankreich die wilde Haarfrisur à l'hérison zeitweise üblich wurde. Im Sturm und Drang fällt der Zopf, der Republikaner trägt sein eigenes Haar. In Deutschland und sonst ausser Frankreich hielt sich der Zopf über die Revolution. 1793 und 1794 nahmen in den Niederlanden hier und da in Rücksicht des Zopfes die Preussen die Mode der republikanischen Soldaten. Doch blieb bis 1806 die Qual von Zopf und Puder im heimischen Dienst bestehen. Im Direktorium erschien der Zopf wieder, er fiel unter dem Kaiserreich zuletzt auch bei den Garden. Nach den Napoleonischen Kriegen führte jedoch der zurückgekehrte Kurfürst Wilhelm I. von Hessen sofort bei sich den Zopf wieder ein, der in den deutschen Städten sich in einzelnen Exemplaren bis tief in das gegenwärtige Jahrhundert forterbte.

Römische Gebäude von Wössingen, Amt Bretten.

Von *E. Wagner*.

Unter den älteren Beständen der Grossh. Altertümersammlung in Karlsruhe befinden sich einige römische farbige Wandverputzstücke, einfach pompejanisch rote und solche mit farbigen Verzierungen, dabei etliche rote verzierte Gefässcherben aus terra sigillata, welche, ohne dass Weiteres über sie aufbehalten worden wäre, als 1837 aus Wössingen, Amt Bretten, eingebracht bezeichnet sind. Es mussten sich demnach dort irgendwo Reste bedeutenderer römischer Gebäulichkeiten befinden, und in der That ergab eine im Frühjahr 1893 gemachte Nachfrage, dass man in den 20 Minuten südöstlich vom Dorfe an der Strasse nach Stein gelegenen „Steinmäuertes-Äckern“ beim Pflügen wiederholt auf Mauerreste und römische Ziegelstücke gestossen sei. Die Untersuchung der Stelle wurde von dem Karlsruher Altertumsverein beschlossen und, soweit es der Stand der Äcker erlaubte, in den Tagen des 11. bis 14. April ausgeführt. Ihre Ergebnisse waren in mannigfacher Hinsicht erfreulicher Art; indessen wollte sich gerade von jenen farbigen Wandbewurfstücken, den Beweisen für einen etwaigen feineren Villenbau, nichts finden, und der Gedanke lag nahe, dass dieselben doch noch von einer andern benachbarten, bis dahin unbekanntem Stelle herrühren dürften. Eingehende Nachfragen bei den Arbeitern und sonst führten zu keinem Resultat, bis endlich erst sechs Wochen später anlässlich der Ausgrabung einiger benachbarter Grabhügel, bei welcher dieselben einheimischen Arbeiter beschäftigt waren, aus deren zufälligem Gespräch verlautete, dass man auch im Dorfe selbst auf dessen westlicher Seite, in den sogenannten „Frühmessgärten“, früher wiederholt beim Graben auf Mauern gestossen sei, die sich durch auffallend schön roten Verputz ausgezeichnet hätten! Die neue Stelle wurde im November 1893 und Frühjahr 1894 untersucht und hier endlich fand sich nicht nur jener römische farbige Verputz vor, sondern man war nun in der That auch der erwarteten römischen Villa auf die Spur gekommen, deren Räume er einst zu schmücken gehabt.

Es sind demgemäss die Resultate der beiden Ausgrabungen im einzelnen genauer zu beschreiben.

I. Auf den Steinmäuertes-Äckern.

Die Steinmäuertes-Äcker (s. Taf. I) befinden sich in dem Gewann „im Meel“ auf einem nach Süden gegen einen kleinen Bach und eine Quelle sich senkenden fruchtbaren Abhang, in dessen unterem Teile es an der Stelle, auf welcher der Pflug des öfteren auf Mauersteine gestossen war, bald gelang, die Fundamente und stellenweise die noch bis

$\frac{1}{2}$ m hohen Mauern eines kleinen viereckigen Gebäudes von 8 auf 9,50 m (Taf. I, I) blosszulegen. Seine Mauern waren 80—90 cm stark aus sauber zugerichteten Muschelkalksteinen aufgeführt; den Innenraum teilte eine 60 cm breite von Nord nach Süd verlaufende Mauer in ein westliches grösseres und ein östliches kleineres Gemach. Der nördliche Teil des ersteren zeigte einen um 25 cm erhöhten, flach gestampften Boden, der gegen Süden durch eine Schicht auf der Kante stehender Steine pp abgegrenzt war. Sonst war die ursprüngliche Beschaffenheit des Bodens nicht mehr zu erkennen, auch die Eingänge waren nicht mehr zu finden; zahlreiche Stücke von Deckplatten und Hohlziegeln bewiesen, dass der kleine Bau mit einem Ziegeldach gedeckt gewesen war. Über dem genannten nördlichen Teil des westlichen Gemachs lag eine $\frac{1}{2}$ m hohe Schuttschicht von Steinen, Mörtelmasse und Dachziegelstücken, untermischt mit etwas Holzkohle und einigen Thongefässcherben; auf der äusseren Seite der nördlichen Mauer schien der Boden wie zu einem Hofraum gleichfalls gestampft und war mit demselben Schutt bedeckt, der zugleich einige wertvolle Fundstücke (s. u.) enthielt.

Weiter östlich kamen 13,50 m von dem ersteren entfernt die westliche und nördliche Mauer (letztere noch 80 cm hoch) eines zweiten, ungefähr gleich grossen Gebäudes (II) zum Vorschein, dessen südliche und westliche vollständig verschwunden war. Ausser vielen Dachziegelstücken enthielt der Schutt dort keinerlei weiteren Funde.

Ein zwischen beiden kleinen Bauten den Abhang gegen Norden hinauf gezogener, langer Versuchsgraben führte in etwa 25 m Entfernung auf ein drittes Gebäude (III),

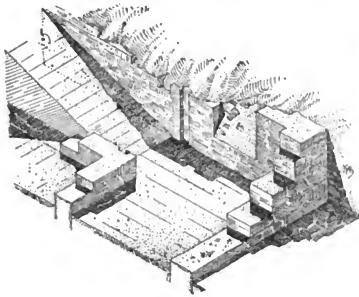


Fig. 1.

das, wenn es auch in architektonischer Beziehung wenig mehr bot, dafür durch eine unerwartete Menge bemerkenswerter Fundstücke entschädigte. Man stiess nämlich zunächst auf einen rechteckigen, auf allen vier Seiten 2 m tief noch gut in Kalksteinschichtenmauerwerk ausgemauerten Kellerraum mit gegen Norden verlaufenden Langseiten von 5,50 m bei 2,48 m lichter Breite des Raums. Zu demselben führte in der nordwestlichen Ecke in schiefer Ebene auf gestampftem Lehm Boden der Zugang hinab (s. Fig. 1). Der Bau über dem Keller musste durch Brand zu

Grunde gegangen sein, denn in den oberen Schichten des Kellerschutts fand sich eine Menge von 6—12 cm dicken Wandbewurfstücken aus verschieden stark gebranntem Lehm (s. Tafel I), deren obere Seite kräftig eingerissene, einfache Strichverzierung zeigte, während auf der unteren noch der Abdruck von Holzbalken sichtbar war, ein Beweis, dass oben ein Holz- oder Fachwerkbau gewesen sein musste, dessen Wände mit einer dicken, an der Oberfläche verzierten Lehmschicht überkleidet waren. Der Keller war durch den Brand mit seinem ganzen damaligen Inhalt verschüttet worden und es gelang, aus seinen unteren Schuttschichten diesen ziemlich vollständig auszuheben und wieder herzustellen.

In seinen beiden Langwänden waren in 90 cm Höhe vom Boden je zwei viereckige Nischen, deren Seitenwände und Bedeckungen einfach aus grossen Dachziegelplatten bestanden (s. Fig. 2), angebracht, während an jeder der Schmalseiten (s. Fig. 1 u. 2) sich ein Kellerlicht mit nach aussen schief aufsteigender Mauerfläche befand. Wo der schiefe Abstieg in den Keller den Boden berührte, sah man beiderseits an den Wänden (s. Fig. 1 und Taf. I, Keller, m u. m') viereckige Einschnitte zur Aufnahme der hölzernen Thürpfosten, und am Fuss eines derselben lag noch der eiserne, in gewöhnlicher Art zierlich geschnittene 7 cm lange Kellerschlüssel (s. Taf. VI, 14) sammt dem eisernen Riegel, in welchen genau

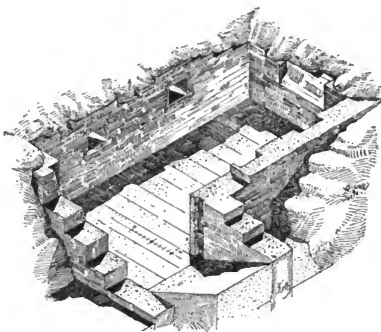


Fig. 2.

die Einschnitte des Schlüsselbarts passten.* Von dem Gebäude selbst, zu welchem der Keller einst gehörte, hatte der Ackerbau alles oberirdische Gemäuer und selbst dessen Fundament so zerstört, dass nur noch nach der Lage von Steingestück einige Mauerzüge sich zur Not feststellen liessen. Diesen nach bildete der Keller die östliche Schmalseite eines gegen Westen sich erstreckenden, etwa 27 m langen rechteckigen Baues mit der Front gegen Süden, einer Quermauer, welche ihn in zwei Gelasse teilte, und wahrscheinlich einem westlichen Vorbau. Weiteres war weder über Gestalt noch über Zweck der Anlage mehr festzustellen.

Dafür erreichte ein von der nördlichen Kellerwand weiter gegen Norden gezogener Versuchsgraben in 10 m Entfernung eine noch im Fundament und in 1—2 Steinschichten darüber vorhandene, kräftige, 85 cm dicke Mauer, welche, am östlichen Ende sich abgebrochen verlierend, gegen Westen nicht weniger als 66 m hinzog, um dann gegen Süden mit einem noch 12 m lang vorhandenen Stücke rechtwinklig abzubiegen. Es war der noch ansehnliche Rest der Umfassungsmauer des ganzen Gehöfts, an deren Aussen- und Innenfläche noch Reste weissen Bewurfs mit zierenden Fugenstrichen sichtbar waren. Wie weit sie sich früher noch gegen Osten erstreckte, war nicht mehr zu ersehen, weil hier starke Abgrabung des Terrains stattgefunden haben muss. Gegen Süden bildete einst wohl der Bach im „Schiffthal“ die natürliche Abgrenzung des ganzen Anwesens. In seinem westlichen Teil könnte noch ein weiteres Gebäude gestanden haben; teils verbot aber hier der Stand der Saaten weiteres Suchen, teils erschien ein solches ziemlich aussichtslos, da schon von dem westlichen Teil des Baues III durch den Ackerbau alles zerstört war. In dem Raume zwischen den Gebäuden I und III rühmten die Bauern den besonders guten und fruchtbaren Untergrund; ob derselbe vielleicht früher zu einer Garten-

* Über die Einrichtung der entsprechenden römischen Schiebschlösser s. Mitteilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich, Band XV. p. 62. — Ein zweiter im Keller gefundener Eisenriegel Taf. VI, 15.

anlage benützt gewesen war? Die drei gefundenen Bauten machen im ganzen mehr den Eindruck von landwirtschaftlichen Betriebsräumen, Stallungen oder dergl. Vielleicht war III einst das dann nicht sehr bedeutende Herrenhaus; vielleicht gehörte alles zusammen als Hof zu der 20 Minuten entfernten Villa in den „Frühmessgärten“; man bleibt hier lediglich auf Vermutung angewiesen. Was aber der Untersuchung der Anlage besonderen Reiz verlieh, war die verhältnismässig grosse Zahl und Mannigfaltigkeit der in derselben geborgenen Kleinfunde.

Hier ist vor allem auf die aus dem Grund des Kellers von III gehobene reiche Ausbeute hinzuweisen. An sich schon der Beachtung wert, gewinnt sie besonderes Interesse als ein ursprünglich im selben Raum vereinigter, unvermischter Complex örtlich und zeitlich zusammengehöriger Formen des Geräts eines römischen ländlichen Haushalts, bestehend aus einer erheblichen Anzahl von Thongefässen gleichzeitiger Benützung, aus Werkzeugen und anderen Gegenständen aus Eisen und Bronze. Dabei bestimmt sich die Zeit, welcher er angehörte, einigermaßen durch die in der ganzen Anlage hier einzig gefundene römische Münze, welche, wie mit Bedacht bewahrt, in einer der Kellernischen lag, eine Kupfermünze des Septimius Severus aus dem Jahr 195 n. Chr. (Cohen 9. B. 405). Ende des 2. Jahrhunderts hat demnach die Niederlassung noch geblüht und als das Wahrscheinlichste darf angenommen werden, dass sie in der ersten Hälfte des dritten in den Alemannen-Wirren durch Feuer ihren Untergang gefunden haben wird.

Da die gegenwärtige römische Forschung sich mit Vorliebe den im gewöhnlichen Leben benützten Formen der Keramik als besonders willkommenem Hilfsmittel für die Zeitbestimmung römischer Trümmer zuwendet, so wird sich lohnen, zunächst den Thongefässen, die hier in so mannigfaltigen gleichzeitigen Gestaltungen vereinigt erscheinen, eingehendere Aufmerksamkeit zu widmen. Wir verzichten dabei auf den Vergleich mit anderem schon Bekanntem und auf die daraus zu ziehenden Schlüsse und beschränken uns auf die Beschreibung des lokalen Funds, deren weitere Verwertung der allgemeineren Forschung überlassend.

Die in dem Keller meist in Scherben zerbrochen gefundenen Thongefässe sind auf Tafel III in gleichem Masstab (ausser wo die Masse besonders beigezeichnet sind) gezeichnet, nur die Randprofile erscheinen der Deutlichkeit wegen etwas vergrössert. Die Masse geben wir im Folgenden in cm.

Wir erhalten:

1. Gewöhnliche Töpferware.

Fig. 1. Grosse Amphora von rotgelbem Thon, kugelig, unten mit Spitze; mit zwei kräftigen cylindrisch gewulsteten Ohrhenkeln; Wandungen unten 2 cm dick, weiter hinauf 1,5. Höhe 74, Durchmesser 58. Dazu Stücke einer zweiten und dritten, vielleicht etwas kleineren; die Scherben aussen und innen rotgelb gebrannt, in der Mitte bläulich.

„ 4. Das gelbrote Mundstück Fig. 4 könnte einer Amphora, vielleicht auch einem Henkelkrug wie Fig. 10 angehört haben.

„ 2. Amphora, rotgelb, mit elliptisch gerundetem Bauch, einer Standfläche, die sich etwas nach innen wölbt, niederem Hals und zwei Ohrhenkeln mit kräftiger Mittelfurche. Höhe 55, Durchmesser 44,5. — Bruchstücke von zwei ungefähr gleich grossen, verhältnismässig dünnwandigen (8—11 mm). —

- Fig. 3. Amphora, weisslich gelb, etwas höher, Profil des Bauchs geradliniger, Hals etwas höher, jeder der beiden Henkel mit einer Furche. Einzelne Scherben waren von der Hitze zu unförmlichen Thonklumpen zusammengeschmolzen.
- „ 10. Bauchiger Krug mit zwei Ohrhenkeln, diese je mit zwei oberen Furchen, aus gelblichem Thon, um den Hals ein dünner Wulst mit schiefer Strichverzierung, unmittelbar darunter vorne und hinten ein aufgesetzter kleiner Thontropfen; um die Schulter zwei flache 5 mm breite Zierbänder, ein solches um den unteren Teil. Höhe 55, Durchmesser 35. — Bruchstücke eines zweiten von rotem Thon, 8 mm dick, und vielleicht eines dritten. —
- „ 11. Ebensolcher, gelb (ausser einem fehlenden Henkel unzerbrochen ausgehoben, s. Taf. I, Keller, c.); am Henkel nur eine Furche, um den Hals zwei einfache Zierlinien, zwischen denselben auf einer Seite vorn zwei flache Thontropfen. Höhe 31,5, Durchmesser 27.
- „ 36–38. Drei bauchige Thonkrügchen mit einem Ohrhenkel, rotgelber und weisslich gelber Thon, letztere (wie No. 10 und 11) etwas feiner und härter gebrannt. Höhe 18–23. — Scherben von zwei weiteren. —
- „ 39. Thonkrügchen (für Salben?) ohne Henkel, rot gebrannt. Höhe 13.
- „ 6. Grosser bauchiger Topf von bräunlich gelbem, grobem Thon, mit flachem Boden und zurückgeschlagenem Rand, auf letzterem eine Furche zur Aufnahme eines Deckels. Höhe 43. Durchmesser 41,5. — Ein zweiter Höhe 43,5, Durchmesser 37. —
- „ 7. Derselbe, etwas kleiner, mit eingeschnittener Zierlinie um die Schulter; Höhe 35, Durchmesser 32,8. — Bruchstücke eines zweiten mit drei schwachen Zierlinien, eines dritten ohne solche Linien. —
- „ 14. 15. Zwei ebensolche, kleiner (15. ohne Furche auf dem Rand). Höhe 28,5 und 27,8, Durchmesser 24,5 und 23. — Bruchstücke von vier oder mehr weiteren. —
- „ 8. Derselbe von grauem Thon; von unten bis zur Schulter wagrecht fein gerieft. Höhe 22,5, Durchmesser 21.
- „ 9. Zwei ebensolche, klein, Rand mit Deckelfurche. Höhe 14, Durchmesser 13,5.
- „ 33. 34. Bruchstücke von Deckeln von grauem Thon, mit derbem Knopf, dickwandig bis 10 mm.
- „ 19–27. Verschiedene Randstücke, zum Teil nur klein, von grösseren oder kleineren bauchigen Töpfen wie No. 6–9, oder von solchen von der Form Fig. 32. (No. 25 wird einer Reibschale (vergl. No. 41) angehört haben.)
- „ 32. Bruchstücke eines hohen eiförmigen Topfs (Höhe ca. 30) von rötlichem Thon mit weissem Überzug; dünnwandig (5–7 mm), mit flachem Boden; an der Schulter zwei breite Zierlinien. (Die Stücke des Topfes waren beim Zerbrechen so auseinandergefallen, dass einige derselben von der Hitze schwarz gebrannt erschienen, die andern weiss blieben.)
- „ 5. Bauchiger Topf* (Vase?), aussen und innen schwarz, dünnwandig (4 mm), um den Bauch drei doppelte Zierstreifen mit gereihten kleinen aufrechten Strichen, in der Mitte ringsum sechs runde Eindrücke; Bodenfläche in der Mitte etwas

* Wie man über die lateinischen Namen der römischen Thongefässe im Zweifel ist, so sind bei den vielen Übergängen von einer Form in die andere auch die deutschen Bezeichnungen schwankend. Wie unterscheiden sich begrifflich Schüssel, Topf, Napf, Vase etc.? Manche Bezeichnungen sind provinziell; so ist z. B. der Name „Kumpen“ (bei K. Koenen, Gefässkunde) in Süddeutschland nicht gebraucht. Wo die Form durch das Bild klar ist, wird ihr Name weniger wichtig.

- eingedrückt (s. K. Koenen, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden, Bonn 1895, Taf. XVI. 11.). Höhe 18,5, Durchmesser 16,5.
- Fig. 35. Cylindrischer Topf (Becher? Vase?) rötlich grau (schwerlich ursprünglich schwarz); Wandung 3—4 mm dick, in derselben sieben senkrechte Einbauchungen, über und unter diesen Verzierung mit kleinen etwas schief verlaufenden Strichen; Bodenfläche etwas eingedrückt, um den Hals fünf Riefen. Höhe 21, Durchmesser 13. — Bruchstücke von zwei oder drei etwas kleineren sind aussen und innen schwarz. —
- „ 29. Schüssel von wenig feinem rötlich gelbem Thon; Wandung 7—8 mm dick, gegen den Fuss eingezogen, innen von unten herauf gerieft, aussen mit zwei Zierlinien; der flache Boden mit ungefähr hufeisenförmigen Riefen (durch Abschneiden von der Drehscheibe mit einem Seilchen; (s. Hettner, zur römischen Keramik in Gallien und Germanien, S. 169). Höhe 18, Durchmesser 32. — Scherben von zwei oder drei ähnlichen Schüsseln, eine von grobem rotem
- „ 17. 18. Thon. Fig. 17 u. 18 Randprofile ähnlicher Gefässe, Fig. 17 grau, Fig. 18
- „ 40. rotgelb, klein. Fig. 40 oberes Stück einer ähnlichen viel kleineren, Durch-
- „ 42. messer 19,5. Fig. 42 ähnliches Bruchstück von grauem Thon.
- „ 30. Thonschüssel mit etwas einwärts gerichtetem Rand, rötlich bräunliche Wandung 8—10 mm dick, aussen glatt, innen etwas gerieft, Boden wie bei Fig. 29. Höhe 14, Durchmesser 29,5; unversehrt gefunden (s. Taf. I, Keller, b.).
- „ 16. Profil einer ähnlichen Schüssel, von welcher grössere Wand- und Bodenbruchstücke vorhanden; grober Thon, Wanddicke 8—9 mm. Durchmesser ca. 34. — Randstücke einer zweiten. —
- „ 41. Bruchstücke einer ziemlich grossen Reibschale mit umgebogenem Rand, grau, hart gebrannt; innere Fläche durch eingebrannte Sandkörner rau gemacht.
- „ 31. Teller oder Platte (zu Kuchen? Polenta?), von rötlichem Thon, flach, dickwandig (10 mm) mit hoch aufgebogenem Rand. Höhe 5, Durchmesser 32. — Dazu Randstücke von 12—15 weiteren.
- „ 12. 13. Zwei tulpenförmige Gefässe (Becherchen? Salbentöpfchen?), aussen geschwärzt; nur die unteren Teile erhalten (Höhe 9—10).
- „ 28. Randstückchen eines kleinen bauchigen Gefässes, sehr dünnwandig (3 mm) von rotem Thon mit weissem Überzug von Pfeitender aussen und innen. Gestalt nicht zu bestimmen. Durchmesser des Rands ca. 9 cm.
- „ 43. Bruchstücke eines rohen Thongefässes von nicht mehr zu bestimmender Form, von rot gebranntem Thon, dickwandig (10—15 mm), Oberfläche mit engen Strichlagen nach verschiedenen Richtungen; fast prähistorisches Aussehen.
2. Gefässe von roter terra sigillata.
- „ 45. 46. Zwei Tassen (und die Hälfte einer dritten) mit Fuss, rot, gut gefirnisst, aber zum Teil von der Hitze schwarz; häufig wiederkehrende Form. Höhe 6,5 u. 5,8.
- „ 44. Rundes Schüsselchen, rot, etwas geschwärzt, mit stark umgebogenem Rand. Höhe 4, Durchmesser 9,5.
- „ 47. Napf mit Fuss und um die Mitte der Rundung herum gelegtem umgebogenem Rand (nur eine Hälfte vorhanden). Oberer Durchmesser 12.
- „ 48. Randstückchen eines flachen Tellers von ca. 15 cm Durchmesser, etwas lichter rot, auf dem Rand ein aufgesetztes Perlstäbchen.

Fig. 49. Randstück eines halbkugeligen Napfs; am Bauch unter einem Eierstab aufgesetzte Figuren, zwischen Bäumchen in einem Kreis ein Löwe. Durchmesser ca. 20 cm.

„ 50. Bruchstücke eines ähnlichen Napfs (Durchmesser ca. 22), mit durch den Brand stark verdorbener Glasur; darauf Gladiatoren, kleine Mantelfiguren (gallische Tracht?), Adler und Sterne. Auf einem aussen, unter den Figuren angebrachten erhöhten Streifen (38 mm lang, 7 mm breit) ein in den vordern Buchstaben nicht mehr leserlicher Töpferstempel . . . ANIVS FE.

Dazu einige Bruchstücke ähnlicher Gefässe, dann solche von grossen Reibschalen mit breit umgebogenen Rändern (letztere glatt, einer mit Epheublättern en barbotine), von flachen Tellern etc., zum Teil zu klein zur genaueren Bestimmung der Formen. An den Stücken, deren Farbe von hochrot bis rotbraun und schwarz wechselt, ist der Einfluss der Hitze auf das Äussere der terra sigillata zu beobachten.

„ 51-53. Bodenstück und Scherbchen, — eines mit Strichverzierung (ähnlich K. Koenen, a. a. O. Taf. XVIII. 21 b?), — von rotgelben, sehr dünnwandigen Gefässchen, Oberfläche dünn rotgelb gefirnisst, zu sicherer Rekonstruktion der Formen zu klein.

Unter weiter vorhandenen grösseren oder kleineren Scherben sind noch dünnwandige, ziemlich hart gebrannte von weisslich gelbem Thon bemerkenswert. Auch sie sind zu klein, um die zugehörige Gefässform zu bestimmen.

Im Ganzen enthielt somit unser Keller Thonscherben, aus welchen sich etwa 30 vollständige grössere oder kleinere Gefässe wieder zusammensetzen liessen, ausserdem Bruchstücke von vielleicht 40-50 weiteren, welche von vorne herein nur als einzelne Scherben in dem Raum gelegen haben müssen. Ob daraufhin der Vorwurf unordentlichen Haushalts berechtigt ist, lassen wir angesichts jener unruhigen Zeiten dahingestellt. Immerhin mögen die Gefässe und die Bruchstücke, wie sie sicher verschiedenen Fabriken entstammten, so auch, wenn Reste älteren Bestands absichtlich oder unabsichtlich in dem Keller liegen blieben, vielleicht verschiedenen Jahrzehnten angehören; in der Hauptsache werden sie in ihrer Gesamtheit doch als das zusammengehörige Erzeugnis römischer keramischer Industrie aus dem Ende des zweiten und dem Anfang des dritten Jahrhunderts anzuerkennen sein.

Kaum von minderm Interesse war die Ausbeute, welche der Keller an Metallgeräten lieferte. Wenig entfernt vom Eingange fand man ausser dem bereits genannten Schlüssel eine eiserne Sichelklinge mit 28 cm Sehnenlänge (Taf. VI, 10 und Taf. I, Keller, d), und grossem flachköpfigem Nagel zur Festhaltung des Griffs, und ein eigentümliches eisernes Werkzeug (Taf. VI, 2 und I, f₁), dessen Bedeutung bis jetzt (trotz unserer Mitteilung in der Museographie der Westd. Zeitschrift XII, 1893, S. 380) nicht erklärt ist. Auf einem T-förmigen eisernen Gestell, dessen 53 cm langer Längsbalken in der Mitte durch ein Charnier zur Hälfte zusammengeklappt werden kann, und das auf drei Füsschen von 3 cm Höhe steht, ruht über dem Querbalken eine in zwei kleinen Trägern hüben und drüben drehbare Achse. An dem Querbalken sind an nach hinten spitzig zulaufenden Stielen zwei kleine halbkugelige eiserne Kacheln befestigt und ebensolche (nur noch eine vorhanden) an der drehbaren Achse, so dass durch deren Drehung beide Kacheln kugelig geschlossen werden können. Gehörte das Werkzeug in die Küche, um kugelrundes Gebäck zu fertigen, oder wozu diente es sonst? — In der südöstlichen Ecke

des Kellers — die meisten Fundstücke, auch die Thongefässe, befanden sich in der Nähe der östlichen Wand (s. Taf. I, Keller) — lagen dann weitere bemerkenswerte Stücke aus Metall beisammen, zuerst wieder ein bis jetzt nicht erklärtes Eisengerät (Taf. VI, 5., I. F.), bei oberflächlicher Betrachtung einer Speerspitze nicht unähnlich, aber ohne Zweifel zu friedlichem Gebrauch (der Landwirtschaft, des Gartens?) bestimmt. Bei 35 cm Länge besteht es aus einer Mittelrippe, welche mit weiter Tülle zur Aufnahme eines Holzstiels beginnt und in eine kräftige vierkantige Spitze ausläuft, während die Mitte mit zwei Flügeln zu einer herzförmigen Fläche verbreitert ist, in welcher symmetrisch zwei Nägel stecken und an deren Flügellenden zwei Eisenringchen angebracht sind (das eine derselben ist ausgefallen). Dazu kamen aus Eisen ein Beil, 13 cm lang (Taf. VI, 10), verschieden gestaltete Messer (Fig. 4, 11, 13) von 17,4, 23,4 und 20 cm Länge, ein 16 cm langes Baummesser (?) mit Schaftlappen zur Befestigung eines Holzstiels (Fig. 7), ein Beil (Fig. 3) oder ähnliches Werkzeug (Länge 11,6 cm), gleichfalls mit Schaftlappen, eine Kuhschelle (Fig. 6), Länge 6 cm, und eine Menge von Eisenbeschlägeln und Nägeln mannigfaltigster Art und Gestalt. Zu ihnen gesellten sich drei Eisennägel (Fig. 17) mit kräftigen, gegossenen, hübsch profilierten Köpfen von Bronze (Länge der Köpfe 3,4 und 5,2 cm), Gefässfragmente von Bronzeblech, darunter ein runder Deckel (Durchmesser 15 cm) mit in der Mitte darauf befestigtem halbkreisförmig aufsteigendem Eisenband als Griff, zwei gegossene Bronzeköpfchen (Höhe 5,5), roh gearbeitet (vielleicht weiblich, vielleicht Apollo?), auf der Rückseite hohl, welche als Zierrat irgend eines Geräts gedient haben müssen (Taf. VI, 9), endlich der 10 cm hohe bärtige Kopf einer Bronze-Statuette (Taf. VI, 8), welcher in ziemlich roher, später Provinzialarbeit mit conventionell angeordnetem Haar und Bart das Bild irgend einer männlichen Gottheit darstellt. Von weiteren Teilen der Statuette wurde trotz sorgfältigen Suchens nichts mehr gefunden, ebensowenig von den Geräten, welchen jene Nagelköpfe von Bronze oder die beiden Köpfchen Fig. 9 angehört haben konnten; es darf demgemäss angenommen werden, dass der Keller, welcher offenbar in erster Linie als Vorratsraum für Nahrungsmittel diente, — fand man doch neben dem Eingang (Taf. I, Keller a.) noch ein Stück Wirbelsäule mit den Beckenknochen eines Ochsens — zugleich allmählig die Reste abgängiger und zerbrochener Gegenstände des Haushalts in sich aufgenommen hat.

Wenden wir uns zu der andern, oben berührten Fundstelle, dem Hof-(?) Raum (qq) vor der Nordmauer des Gebäudes I, so waren auch dort einige beachtenswerte Gegenstände liegen geblieben. Man fand hier Stücke einer römischen Handmühle*, einen noch vollständigen Läufer aus Niedermendiger Lava von 38,5 cm Durchmesser mit 10,5 cm Höhe (Taf. IV, 33) und ein grosses Stück eines zweiten aus hellrotem Sandstein (Taf. IV, 34). Sie haben auf der Oberseite (Fig. 34 oben, 35 unten) erhöhten Rand zur Aufnahme des zu mahrenden Getreides und sind auf der unteren (Fig. 33 oben, 34 unten) etwas concav ausgehauen, um auf den convexen Bodenstein aufgesetzt zu werden. Mitten durch geht ein rundes Loch a mit zwei Flügeln; vielleicht ist ein mit dem etwas konischen Eisenring (Taf. IV, 36) zusammen gefundenes, 35 cm langes spitziges Eisen (Fig. 35), dessen tüllenartiger oberer Rand umgeklopft erscheint, der ursprünglich zum Festhalten des Läufers durchgesteckte Dorn gewesen. Die seitlich eingeschlagenen Löcher (Fig. 33, b) dienen zum Einlassen eiserner Ringe, in welche die zum Herumdrehen des Läufers dienenden Stücke gesteckt wurden. Ferner lagen dort eine 24 cm lange spitzige Maurerkelle römischer Form (Taf. VI, 1), ein eiserner gebogener Eimerhenkel von 25,5 cm

* Über deren Einrichtung s. Mitteilungen der Antiquar. Ges. in Zürich, XV, S. 53 (15), Taf. I, 18.

Durchmesser (Taf. VI, 12), eine eiserne Kette von 88 cm Länge mit 4,5 cm langen Gliedern in Achterform, dazu verschiedene Beschlägstücke und Nägel, ferner ein flacher Spinnwirtel aus thonigem Stein und eine noch 18 cm lange Nadel aus Bronze. Aus wenigen vorhandenen Thonscherben liess sich ein kleiner Topf von der Form Taf. III, 9 zusammensetzen. Führen wir noch an, dass auf der inneren Seite der grossen Umfassungsmauer östlich eine grosse Zahl zusammengehäufte Eisennägel entdeckt wurde, so schliesst sich damit die Aufzählung der in der ganzen Anlage zu Tage getretenen Fundstücke ab.

II. In den Frühmessgärten.

Hinter einigen Bauernhäusern und einem Garten im westlichen Teile des Dorfs zieht sich gegen Süden (s. Taf. II) eine Anhöhe hinauf, welche gegen Osten durch eine schluchtartig eingeschnittene Dorfstrasse begrenzt wird. Unmittelbar an die Häuser sich anschliessend bildet sie eine Art Terrasse von etwa 60—70 m Breite, welche sich gegen Westen ziemlich weit, fast bis zur Strasse nach Wöschbach, hinzieht. Auf derselben, hart hinter den Häusern, war man früher auf jene Mauern mit rot bemalten Wänden gestossen und hatte, wie sich nachher herausstellte, wiederholt durch Schatzgraben allerlei, was hier zu Tage trat, zerstört. Hier wurde mit einem 28 m langen Versuchsgraben von Punkt b aus zuerst bis a und dann weiter bis f angesetzt, und schon in der ersten Stunde fanden sich bei c in geringer Tiefe römische rote Wandbewurfstücke, worauf man dann bei A, B und G auf einander parallele Mauerzüge stiess (s. den Schnitt fb). Ein zweiter kurzer Versuchsgraben E deckte eine rechtwinklich auf jene zulaufende Mauer auf, und zwei weitere bei D und F bewiesen, dass der Baugrund sich auch noch weiter nach Westen hinzog. Die lange gesuchte Örtlichkeit war damit gefunden und die fortgesetzte Arbeit führte nunmehr zur wenigstens teilweisen Blosslegung einer grösseren römischen Villa, deren in Muschelkalkstein errichtete Mauern bei 60—65 cm Stärke manchmal noch bis zur Höhe von $1\frac{1}{2}$ m erhalten waren. Es war eine Anzahl viereckiger Gemächer, welche sich um einen kleinen fast quadratischen Hof XI (11 auf 12,7 m), ein Atrium, gruppierten. Östlich und westlich von letzterem zogen sich zwei symmetrisch gelegene 17 m lange, 2,50 m breite Gänge I und X hin, südlich fügten sich zwei quadratische Zimmer XII und XIII und ein länglich, rechteckiger Raum VI an. Nördlich liess sich die Ausgrabung wegen des anstossenden Gartens, in welchem übrigens das Vorhandensein eines weiteren Mauerzugs (F₁) sich feststellen liess, nicht weiter verfolgen; mehr gegen Westen geboten teils die allzugrosse Tiefe, in welcher die Mauern erst zu Tage traten, teils andere Misstände Halt. Gegen Osten war in der unmittelbaren Nähe der Bauernhäuser alles zerstört; weiter südlich konnten aber noch einige Gelasse, kleine Teile der Gemächer IX und VII, dann der an VI sich anschliessende längliche Raum II und die den Schluss nach Osten bildenden drei Gemächer III, IV und V aufgedeckt werden. Eine den engen Raum VIII abschliessende, bei Q sich verlierende Mauer ging beim Anschluss an die ostwestliche Hauptmauer von dieser ab und dürfte späterer Zeit angehört haben.

Die Betrachtung der Räume im Einzelnen gibt von ihnen folgendes Bild:

Das als Atrium angesprochene Viereck XI wurde in der südöstlichen Ecke M, wo eine 1,40 m breite Thür, deren Schwelle ausgebrochen war, aus dem Gang I gegen

dasselbe heraus führte, untersucht. Die Mauer ging innen (s. Fig. 3) unter der Schwelle mit 11 cm Vorsprung noch 1,15 m abwärts bis zu dem noch etwas weiter vorspringenden 20 cm hohen Fundament. Hier erschien gewachsener Grund, kein künstlich hergestellter

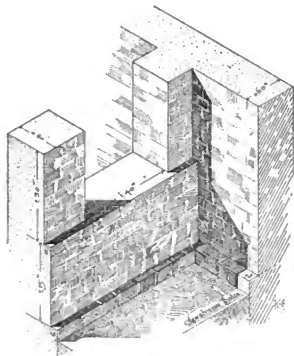


Fig. 3.

Boden, dessen Niveau, wenn er vorhanden war, sich demnach nicht mehr bestimmen liess. Der Bewurf der Mauern gegen den Raum XI zeigte, wie für einen Hof zu erwarten, nur Mörtel ohne Bemalung.

In dem langen Gange I war ein eintöniger weisslicher Cementboden noch gut erhalten. Nach XI, XIII und VI führten Thüren, deren Schwellensteine nicht mehr vorhanden waren. Gegen Norden erschien bei e, aber erst 50 cm unter dem Cementboden des Ganges, eine von Ost nach West ungefähr in der Richtung des Gartenzauns ziehende Quermauer, welche noch 1,20 m tief in den Boden verfolgt werden konnte. Da das Mauerwerk der beiden Langmauern von ihr abging und sich in deren oberem Teil über sie weg nach dem Garten zu zog, so scheint sie noch nicht den nördlichen Abschluss des Ganges gebildet, sondern vielleicht einer früheren

Bauperiode angehört zu haben, wie denn überhaupt in dem ganzen Anwesen da und dort die Spuren eingreifender Umbauten wahrzunehmen waren. Was aber dem Gange besonderen Reiz verlieh, war die noch in überraschendem Masse erhaltene Bemalung seiner Wände. Von der südöstlichen Ecke ab war dieselbe an der östlichen Wand noch in einer Länge von 4—5 m und einer Höhe von 1 m und mehr vom Boden ziemlich unversehrt, sonst, auch an der Westwand, wenigstens noch stellenweise erhalten. In 30—35 cm Höhe vom Boden zog sich (s. Tafel V, 1) auf gelblichem (vielleicht ursprünglich weissem) Grunde ein dunkelbraunroter doppeliniger Saum hin und 8 cm höher folgte eine Reihe rechteckiger, 1,25 m breiter und wohl 70 cm hoher, roter, durch breite gelbe Bänder von einander getrennter Felder; die gelben Bänder waren mit einfachen Kreisornamenten, rot, grün und weiss, verziert, je in der Mitte der roten Felder traten noch deutlich kleine Genrebilder kulinarischen Inhalts, je auf eine grüne Standfläche gestellt ein Schinken, zwei Vögel mit einem Messer, ein gebratenes Huhn auf einer Schüssel samt Messer (letzteres besonders deutliche Bild (Taf. V, 2) im Schutt gefunden), zu Tage.* Weiter hinauf an der Mauer war der farbige Bewurf abgefallen und fand sich in vielen noch gut erhaltenen Stücken im Schutt. Aus denselben liess sich (s. Taf. V, 4) ein einfaches Flächenornament auf weissem Grund, aus Kreisen von 76 und 27 cm Durchmesser und Füllungen in rot und grün bestehend, herstellen, welches einst entweder dem oberen Teil der Wände oder der Decke angehört haben musste. Andere im Schutt gefundene Stücke, rot mit gelben und grünen Verzierungen, mit Darstellungen von Früchten, Vögeln, von Prunkgefässen,

* Die mit thunlicher Sorgsamkeit von der Wand abgenommenen Bilder wurden in Rahmen auf Gypsgrund wieder zusammengesetzt und befinden sich jetzt in der Grossh. Altertümer-Sammlung in Karlsruhe.

obere Friesfragmente in schmalen rechteckigen roten Feldern mit schwarzer Umrahmung und noch spärlichen Resten weiterer Genrebilder (s. Taf. V, 5), lieferten den Beweis, dass die Wände in der Mitte und oben in noch mannigfaltigerer Weise verziert gewesen waren.*

In der südöstlichen Ecke des Ganges I lagen eiserne viereckig gebogene Spangen der Thürpfosten unter Kohlenresten, letztere wahrscheinlich vom Holzwerk der beiden Thüren herrührend. Sonst war der Schutt voll von Dachziegelstücken, welche über dem ohne Zweifel einstöckigen Raum ein entsprechendes Dach anzunehmen gestatteten.

Auch die Wände des symmetrisch zu I liegenden Ganges X, dessen Mauern schlechter erhalten waren und ausser bei N gegen den Raum VI hin, keine Thüröffnung mehr erkennen liessen, waren entsprechend bemalt, hier die Felder mit Bildern — Darstellungen von Gefässen aus Thon und Glas — schwarz, die trennenden Bänder rot (ein einziges noch undeutlich erhaltenes Bild, das an Ort und Stelle kopiert, aber nicht mehr abgenommen werden konnte, s. Taf. V, 3). Im Schutt fanden sich noch weitere Bewurfstücke

mit gelben Ornamenten auf rotem Grund, aber auch noch mit Resten gemalter menschlicher Figuren vor, so eines noch 40 cm hohen nackten männlichen Körpers, eines Kopfes (17 cm hoch) mit römischem Raupenhelm, aus denen sich leider kein zusammenhängendes Bild mehr gewinnen liess.

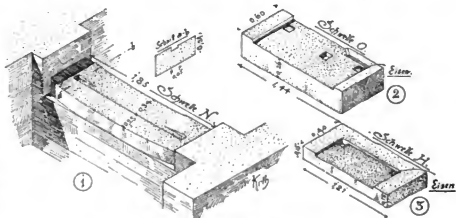


Fig. 4.

Von der Thür bei N lag an ihrem Platz noch die Schwelle aus rotem Sandstein, deren eigentümliche Gestaltung aus Fig. 4, 1. erhellt. Die beiderseitigen Schlitze auf ihrer Oberfläche haben wohl zum Einschieben der Thürflügel gedient. Unmittelbar daneben traten bei P in 2 m Tiefe auf die Kante gestellte 40 cm hohe Steine auf 1,30 m Breite gewölbtartig etwas aus der Mauer hervor; ihre Bedeutung war nicht mehr festzustellen. Vielleicht wiesen auch sie auf früheren oder späteren Umbau hin.

Für die Gelasse XII und XIII, sowie für VI liess sich nur noch feststellen, dass sie dieselben Cementböden mit demselben Niveau wie I besaßen. In dem Raum XIII fand man noch sichere Spuren von Wandmalerei; auch für XII dürfte solche angenommen werden. In dem langgestreckten Raume VI war in dessen östlichem Teile der Wandverputz zerstört; weiter westlich musste sich die Untersuchung auf die Feststellung der Richtung der Mauern, welche bei dem hier stark erhöhten Terrain überhaupt erst in 2 m Tiefe zu erreichen waren und ihrer westlichen Fortsetzung, die nicht weiter verfolgt wurde, beschränken. Durch die lange Südwand, welche aussen 2 m

* Die Wandmalereien waren auf dickem Bewurf al fresco ausgeführt. Herr Geh. Hofrat Dr. Engler hatte die Güte, an der Karlsruher Technischen Hochschule die chemische Untersuchung der benutzten Farben vornehmen zu lassen. Danach besteht die rote Faibe aus rotem Ocker (eisenoxydreichem Thon, rotem Bolus oder Rötel) mit Ausschuss aller Zusätze von Metall- oder Pflanzenfarben. Für Gelb ist gelber Ocker angewandt; grün ist durch eine „grüne Erde“, ein Verwitterungsprodukt des Agüls dargestellt, worauf insbesondere die Feuerbeständigkeit mit Umschlagen der Farbe in Braun deutete. Auch bei gelb und grün sind alle Metall- und Pflanzenfarben ausgeschlossen.

tief bis zu ihrem Fundament untersucht wurde, ging bei K ein 2,60 m breites Thor ins Freie. Die Gestalt seiner aus zwei Stücken von rotem Sandstein hergestellten Schwelle

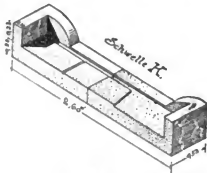


Fig. 5.

Ihr beiderseits erhöhter Rand bildet an der Langseite gegen aussen Bögen, welche als Abweistesteine dienen mochten; die Thürflügel werden auch hier eingeschoben worden sein. Eine zweite Thür O führte östlich nach dem Raum II hinüber. Ihr Schwellenstein (Fig. 4, 2) lag noch an seinem Orte. In seinen zwei Ecken war je ein Loch zur Aufnahme der Zapfen der Thürflügel, und damit diese den Stein nicht aufrieben, lagen im Grunde der Löcher noch vorhandene viereckige Eisenplättchen. Ein weiteres mittleres Loch nahm den die Flügel schliessenden Riegel auf. Die Thüröffnung selbst war aber über der Schwelle noch aus römischer Zeit auf 1,10 m Höhe zugemauert, ein Beweis, dass auch hier bedeutendere bauliche Veränderungen stattgefunden haben mussten, welche noch ganz besonders die Deutung des Raumes II erschweren.

Dieser länglich rechteckige Raum, in welchen überdem die Zerstörung von der nördlichen Seite her bedenklich eingegriffen hat, zeigte in seiner letzten Gestaltung zwei Cementböden von rötlichem mit Ziegelbröckelchen gemischtem Material über einander, einen unteren, mehr im östlichen, und 71 cm höher einen oberen mehr im westlichen Teil. Unter letzterem verlief in der Längenrichtung des Raums eine nur noch in der Mitte desselben vorhandene Mauer rr₁ (s. Schnitt ik) in der Entfernung von

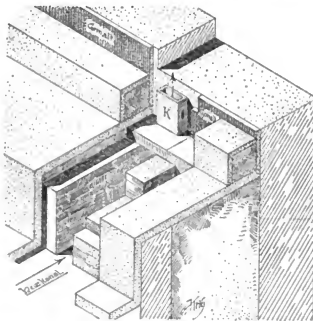


Fig. 6.

1,30 m von der südlichen Hauptwand und bog östlich bei r' rechtwinklig gegen Norden ab (die Ecke war mit einer Sandsteinplatte bedeckt); sie schloss gegen Norden eine längs dieser Hauptwand verlaufende 1,70 m breite Bank ab, welche von demselben fortlaufenden Cementguss wie der untere Boden überdeckt war. Dieselbe ging im westlichen Teil des Gelasses in das dortige Stück des oberen Cementbodens in gleichem Niveau über, war also hier nicht mehr zu sehen. Über dieser Bank erhob sich hart längs der Südwand, 37 cm hoch und 40 cm breit, eine zweite ss, von Kalkstein, welche gleichfalls mit Cement übergossen war. Sie muss erst später aufgesetzt worden sein, denn sie ging von der untern Bank ab, und die Süd-

(s. Fig. 6). Ein dritter solcher Kanal befand sich an der Nordwand bei K_{11} , wo er schief eingetreten zu sein schien; die Stelle war aber schon so zerstört, dass sein Verlauf sich nicht mehr sicher bestimmen liess. Längs der Nordwand verlief ferner von k_{11} bis unmittelbar unter dem Cementguss ein kleiner Kanal aus viereckigen thönernen Heizröhren, dessen Mündung u aber durch die Westwand verschlossen war, so dass man über dessen Bedeutung vollständig im Unklaren blieb. Auf dem westlichen oberen Cementboden endlich sass, der nordwestlichen Ecke parallel, in der Entfernung von 35 und 49 cm von den Wänden ein mit Cementguss bedeckter Steinwulst ttt auf, der in der Nähe der Thüre O endigte (S. Schnitt gh und lm') und längs der Wände eine Art rechtwinkliger Rinne bildete. Er dürfte gleichzeitig mit der Bank ss aufgesetzt worden sein. An der Westwand stand hier noch farbiger Verputz, gelbe Felder mit senkrechten grünen, rot eingefassten Bändern, an. Endlich verlief durch den östlichen Teil der Nordmauer hindurch in schiefer Richtung ein mit Ziegelsteinen ausgemauertes und noch von Kohle geschwärzter Heizkanal R auf dem Niveau des unteren Cementbodens, und auf demselben Niveau führte eine ebenfalls mit Ziegeln belegte und gefütterte Öffnung S nach dem fast quadratischen Raum III. Des letzteren Wände erschienen mit rohem Mörtelanwurf, an dem keine Farben sichtbar waren, verputzt. Sein etwa 6 m dicker Cementboden (darunter eine Lage von Steinschutt) lag nur 2 cm tiefer als der untere Boden von II. Dem Gelasse war bei T ein viereckiger Feuerungsraum vorgesetzt, in welchem neben vielen noch nach III hineinreichenden Kohlenresten eine grosse viereckige Sandsteinplatte (50/60 cm) lag. In dem den Raum III deckenden Schutt fanden sich viele Stücke von Dachziegeln und Heizröhren und eine Anzahl von Tuffsteinen, einige in Form von Gewölbsteinen, auch Sandsteine und Scherben von Thongefässen vor. In seiner südöstlichen Ecke (m) lag umgeworfen eine Hypokaustenstütze von Sandstein (Figur 7) und neben ihr noch das Bruchstück einer zweiten.

Man bekommt von dem Raume III zusammen mit dem Vorbau T den Eindruck, dass er ursprünglich für Hypokaustenheizung eingerichtet war. Sein unterer Boden stand noch, der obere samt den Sandsteinsäulchen musste herausgerissen worden sein, wohl um das Gelass in späterer, vielleicht mittelalterlicher Zeit einem andern Zwecke anzupassen. Die einander benachbarten Heizkanäle T und R mündeten wahrscheinlich in einen jetzt nicht mehr vorhandenen gemeinschaftlichen Heizraum, von welchem aus sie beide beschickt werden konnten. Dann dürfte auch im Raum II ursprünglich über dem unteren Cementboden eine ähnliche Einrichtung getroffen gewesen sein, von welcher aber nichts mehr vorhanden war. Als man später die obere Bank ss und die von dem Wulst ttt gebildete Rinne anbrachte und die Thür O vermauerte, liesse sich vielleicht, solange man nichts Besseres weiss, annehmen, dass der auf die Südseite des ganzen Gebäudes gelegte Raum zu einem Treib- oder Gewächshaus umgebaut werden sollte mit mässiger Heizung durch die wenigen Kanäle und Röhren und mit der Möglichkeit, Pflanzen auf die cementirten Bänke oder in jener nordwestlichen Rinne aufzustellen. Waren einst, wie wir annehmen möchten, auch hier Hypokaustenstützen von Sandstein vorhanden, so wäre wenigstens kein Wunder, wenn sie, wie aus dem Raum III, so auch von hier zu anderweitiger Verwendung weggekommen wären.

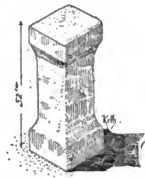


Fig. 7.

Unter dem unteren Cementboden fand sich bei q eine mit kleinen Steinen ausgefüllte Sickerdohle. Als man ein Stück der Mauer rr, abbrach, um das Innere der unteren Bank, in welchem Hypokaustensäulen vermutet werden konnten, zu untersuchen, fand sich dasselbe durchaus mit feinem lehmigem Sand gefüllt, in welchem Mäuse Gänge geführt hatten und auf dem über einer Lage von Steinbrocken (s. Schnitt ik) der Cementguss ruhte. Nicht ohne Überraschung stiess man in diesem Raume unter der Bank auf einen cylindrischen Kübel m aus Eichenholz mit zwei Eisenreifen (Taf. IV, 30), von welchem diese und ein Teil des Holzes noch erhalten waren. Der Kübel war ganz mit weissem Kalk gefüllt, welcher krystallinisch glänzend auch über die Wandungen sich ergossen hatte und diesen ein eigentümliches Ansehen gab. Nach der von Herrn Geh. Hofrat Dr. Engler gütigst veranlassenen chemischen Analyse hatte man es mit gewöhnlichem, ohne Zweifel aus der näheren Umgebung stammendem, eingetrocknetem Kalk zu thun, der vorher mit Wasser angemacht gewesen war und in Form von Kalkmilch zu weissem Anstrich benützt werden sollte. Wie aber der Kübel hier unten eingemauert worden sein konnte, blieb rätselhaft. Entweder wurde er vergessen, oder man hatte zum Verstecken desselben unter der Cementbank irgend einen bestimmten Grund gehabt.*

In den nur noch zum geringen Teil erhaltenen Räumen VII u. IX lagen die Cementböden 20 cm höher als in dem Gange I; an den noch meist 1,20 hohen Wänden fanden sich Reste von farbigem Verputz, in VII grüne und rote Verzierungen (Guirlanden mit herunterhängenden Festons und dergl.) auf weissem Grund, in IX, verschiednen verteilt, hauptsächlich die Farben weiss und grün. Die bei c gefundenen Verputzstücke waren rot mit hübschen weissen Blumen, Rosetten und dergl. verziert. Mancherlei andere Muster von farbigen Verzierungen (s. Taf. V, 6) lagen da und dort im Schutt zerstreut.

In dem südlich von III sich anschliessenden, fast quadratischen Raum IV, der nicht behaubt gewesen zu sein scheint, war der Cementboden kaum mehr erhalten und der Bewurf an den Wänden abgefallen.

Auch der letzte gegen Süden gefundene Raum V ist ursprünglich römisch gewesen, denn an seiner inneren Nordwand zeigte sich noch stellenweise weiss, rot und gelb bemalter römischer Verputz. Zugleich fand man in der nördlichen Ecke der Ostmauer wohl noch an ursprünglicher Stelle eine römische Thürschwelle H aus rotem Sandstein (Fig. 4, 3) eingemauert, mit zwei Löchern in den Ecken, in deren einem, auffallend wenig vertieft, der Boden noch mit einem viereckigen flachen Stück Eisen belegt war. Die Thüröffnung war aber noch 30 cm hoch über der Schwelle zugemauert und der ganze Raum muss in mittelalterlicher Zeit — Thonscherben aus derselben, auch glasierte, welche sich im Schutt fanden, zeugten dafür — wesentlich verändert, wahrscheinlich zur Herstellung eines Kellers verwendet worden sein. Wenigstens führte von der Thürschwelle aus 1 m 32 in die Tiefe eine aus fünf Stufen bestehende roh aus grossen Steinen — unter denen das Stück eines weiteren römischen Schwellensteins X (s. den Aufriss pn) — gefügte Treppe auf einen Boden, welcher über den Kopf einer in seinem Niveau abgeflachten, ohne Zweifel noch römischen Mauer W wegging. Diese selbst war auf einem noch 1 m 20 tiefer liegenden Boden aufgesetzt. Die bei n sich anschliessende dünnere und schlecht gearbeitete südliche Fortführung der Ostmauer,

* Noch jetzt kommt, was für manche Funde Beachtung verdient, bei Bauten vor, dass von Mauern gefällentlich Gegenstände zum Andenken an ihre Arbeit, oder durch die Schuld von Mitarbeitenden unordentlich liegende gebliebene Werkzeuge, wie zur Strafe, an irgend einer Stelle eingemauert werden.

welche mit dem Stück Z rechtwinklig umbog, konnte nicht mehr für römisch gehalten werden. Der Raum V wurde demgemäss auch nicht mehr weiter gegen Westen hin untersucht.

Da der bis dahin aufgedeckte ohne Zweifel grössere und jedenfalls wichtigere Teil der ganzen römischen Bauanlage keinerlei Spur von Brand entdecken liess, so scheint diese nicht durch Feuer zerstört, sondern vielleicht nur verlassen und allmählig im Schutt begraben worden zu sein, soweit nicht ihre östlichen Mauern in späterer Zeit wieder anderweitige Verwendung fanden. Demgemäss ist nicht zu verwundern, wenn das Gebäude auch bei Zeiten ausgeräumt wurde und wenig wichtigere Einzel Fundstücke mehr enthielt.

Am meisten fanden sich noch, in den verschiedenen Räumen zerstreut, römische Thonscherben vor, aus denen sich aber vollständige Gefässe nicht mehr zusammensetzen liessen; sie stimmen im ganzen mit denen von den Steinmäuerlesäckern überein, sind nur vielleicht teilweise von etwas feinerer Art. Es darf demnach wohl angenommen werden, dass beide Niederlassungen ungefähr derselben Periode angehörten; leider zeigte sich hier in den Frühmessgärten nicht eine römische Münze, welche etwa dem zur Bestätigung hätte dienen können.

Ein ungewöhnliches Bruchstück aus weisslich gelbem, ziemlich hart gebranntem Thon fand sich im Schutt des Ganges I leider ganz vereinzelt vor. Seine Beschreibung (s. Taf. IV, 1) ist schwierig, wie seine Deutung. Man denke sich einen grossen flachen 11 cm breiten, 2 cm dicken Ring von gebranntem Thon (äusserer Durchmesser 59 cm, innerer 48 cm), von dessen äusserem Rand, als von einem Boden, eine nach aussen gewölbte, mit einem grob eingeritzten Zickzackstreifen verzierte Gefässwandung abgeht (Taf. IV, 1, steht in der oberen Ansicht das Fragment auf dem noch vorhandenen Stücke des Ringes als Boden auf, während die Wandung rückwärts nach oben gerichtet ist, in der unteren ist das Ringfragment in seiner Fläche sichtbar und die von demselben abgehende Wandfläche erscheint von aussen). War der Ring wirklich Boden oder Standfläche, so ist schwer einzusehen, warum diese nicht vollständig geschlossen war. Eher dürfte die Ringfläche oben am Gefäss zu denken sein, das dann nach unten bauchig in eine kreisrunde Standfläche überging. War es ein erhöhter Ring, um, wie in den eines Dreifusses, ein anderes Gefäss hineinzustellen? vielleicht ein im Treibhaus benütztes Stück, oder gar etwas wie ein Sitzbadkübel? Das Fragment gestattet hierüber bis jetzt keine Entscheidung.

Von der gewöhnlichen Thonware verzeichnen wir an groben rotgelben Scherben solche von zwei Amphoren von der Form Taf. III, 1, von zwei Schüsseln (wie III, 30 oder 29), von fünf bis sechs grossen Reibschalen (wie Taf. IV, 3), deren eine durch äusseren roten Überzug sich den Sigillaten nähert, Stücke von Krügchen (wie III, 37) und das etwas feinere Fragment eines grossen Henkelkrugs (IV, 2, zu vergl. mit III, 10) mit eingeritzten oder eingepressten Zierbändern, deren wenig regelmässiges Muster in natürlicher Grösse beigezeichnet ist (ein ähnliches Muster in schwarzgrauem Thon, einem entsprechenden breiten Zierband angehörig, zeigt ein Bruchstück, abgebildet IV, 10); ferner an schwarzgrauem Material Stücke von Schüsseln (III, 30), Platten (III, 31), von zwei Bechern der Form III, 35, und eine grosse Zahl meist kleiner Randstücke von Töpfen wie III, 6—9, und von Schüsseln wie III, 29 und 30. (Einige Profile derselben s. Taf. IV, 4—9), von denen Fig. 4 einer Reibschale mit ausladendem Rand aus schwarzer terra sigillata angehörte.) Von weissgelber Ware fand sich nur das Bruchstück IV, 14, mit einigen zugehörigen kleinen, mit einem oder wahrscheinlich zwei breiten Ohrhenkeln, sonst in der Form nicht genauer

zu bestimmen; von rotem Thon, auf der Aussenseite und teilweise auch innen mit Weiss überzogen, nennen wir das am Rand verzierte Mundstück eines Henkelkrugs IV, 11, Bruchstücke eines Krüggchens wie III, 36 und Scherben mit eingeritzten Zierbändern (IV, 12, 13).

Bruchstücke von terra sigillata-Gefässen lagen in ziemlicher Zahl zerstreut; von 8 Tassen* (Form III, 45, und genauer bei H. Dragendorff, Terra Sigillata, Bonner Jahrb., Heft XCVI, Taf. II, 33), von Reibschalen (IV, 3 und 15, mit senkrecht abwärts gestülptem Rand IV, 16), von Schalen mit Barbotine-Verzierungen (IV, 17), von glatten Schalen mit niederem Fuss (IV, 19), von grösseren Näpfen mit Figurenzier (IV, 20—24), endlich von einem kleinen dünnwandigen bauchigen Gefäss mit eingeritzter Strichverzierung und schlechterem Brand (IV, 18). Von Töpferstempeln wurden gefunden (IV, 25—28 in natürlicher Grösse): MAIANVSF (Fig. 27, auf der Innenseite eines runden Fussstückes, Durchmesser 11 cm, wahrscheinlich einer flachen Schale, Dragendorff, Taf. II, 32) und auf den 1837 gefundenen Scherben auf der Innenseite der Fussstücke eben solcher Schalen die Namen Fig. 25 MARCVSF (Durchmesser des Fusses 9 cm), Fig. 26 MAGIOF (Durchmesser des Fusses 9,4 cm), Fig. 28 NIVALF (Durchmesser des Fusses 8 cm, der ganzen Schale 16 cm).

Zu den Erzeugnissen aus schwach rötlichem Thon ist auch noch das eigentümliche Fragment Taf. IV, 31 (in Vorder- und Rückseite gezeichnet) zu rechnen, das einem selbständigen, bis jetzt nicht zu deutenden Thonfigürchen angehört oder etwa den figurierten Stiel eines Gefässes gebildet haben mag.

Aus Eisen fanden sich zahlreiche Nägel, Hacken, Beschlägstücke, eine kleine Messerklinge, eine schwere vierkantige Pfeilspitze mit Dorn zum Einstecken in den Schaft (Länge mit dem Dorn 12 cm), etwas plumper und schwerer als ähnliche in den Limescastellen, z. B. in Osterburken, gefundene Stücke. Von Bronze lagen im Schutt des Raumes II das zierliche Beschlag einer Dolchscheide (Taf. IV, 37), im Raum III ein aus Bronzeblech geschnittener vergoldeter Buchstabe T (IV, 38) mit kleinen Löchern zum Anheften, ausserdem einige Fragmente von Gefässen. Von Glas fand man nur ein Stück, das eines kreisrunden unverzierten Napfes von 13—14 cm Durchmesser mit verdicktem Rand; ob ein im Raume V gefundener Schleifstein (Taf. IV, 29) römisch ist, mag unentschieden bleiben.

Sämtliche Fundstücke treten freilich zurück gegenüber den aufgedeckten Wandmalereien, welche, wenigstens in Baden, bis jetzt nirgends so ausgedehnt und in so guter Erhaltung vorhanden, einen guten Begriff davon geben, in welchen zwar einfachen, aber doch ansprechenden Mustern und mit welchen technischen Mitteln die römische Provinzialkunst auf diesem Gebiete auch in entlegeneren Gegenden noch gearbeitet hat.

Nach Aussage der Landleute soll sich in den benachbarten Äckern noch da und dort Mauerwerk zeigen. Die Umstände verboten zunächst demselben weiter nachzugehen. Immerhin dürfte unsere römische Niederlassung eine etwas ausgedehntere gewesen sein; sie reiht sich einer ziemlichen Anzahl ähnlicher ländlicher Villen an, welche in derselben Gegend bei Bauschlott, Nussbaum, Kieselbronn, Pforzheim, Büchig und bei Ettlingen zerstreut sind.

* Neustens (August 1895) wurden hart an der Ostmauer der Räume IV und V beim Fundamentgraben für ein hier an der Dorfasse zu errichtendes Haus im Schutt unter andern Scherben noch zwei weitere fast vollständige solche Tassen von 11 und 15 cm oberem Durchmesser mit Töpferstempeln auf der Innenseite des Bodens gefunden. Die grössere trägt den Stempel VIRILISF, die kleinere AVIT(us)FE.

Die Turmberg-Ruine bei Durlach.

Von *E. Wagner.*

Viel bekannt und weithin gesehen erhebt sich unmittelbar östlich von der Stadt Durlach, zu einer Höhe von etwa 140 m ansteigend, der Turmberg, der auf seinem Gipfel, wie zu einer Warte bei der Einmündung des Pfnzthals in das weite Rheinthal bestimmt, eine Ruine, das alte Wahrzeichen von Durlach, trägt. Er wird in der weiten Umgegend, vor allem von Seiten der nahen Residenzstadt Karlsruhe, wegen der guten Höhenluft und der herrlichen Aussicht über den Schwarzwald und die malerische Kette des Hardtgebirgs und der Vogesen immer mehr geschätzt und gewürdigt, zumal seit eine Drahtseilbahn mühelosen Aufstieg gestattet und der Besucher oben in zwei Restaurationen gastliche Aufnahme findet. Die Ruine gewinnt an Anziehungskraft durch das Rätsel, in welches sie gehüllt erscheint; nicht einmal ihr einstiger Name ist bekannt und es ist nicht zu verwundern, wenn in den letztvergangenen Jahrzehnten der Glaube an ihren römischen Ursprung entstehen und seither fast unangefochten bestehen bleiben konnte.

Schon früher ist sie Gegenstand schriftstellerischer Behandlung gewesen, so in der „Kleinen Chronik von Durlach“ von S. Fr. Gehres, Karlsruhe, Braun 1824, in der „Geschichte der Stadt Durlach“ von K. G. Fecht, Heidelberg, Emmerling 1869, und von demselben mit geändertem Standpunkt in dem „I. Zwanglosen Heft des Karlsruher Altertumsvereins“ 1891, dann in der „Umgebung der Residenzstadt Karlsruhe“ von J. Näher, Karlsruhe, Gutsch 1884, in welcher letzterer Schrift auch Ansichten des noch stehenden Turmes zu finden sind. Leider sind solche aus früherer Zeit nur klein und undeutlich vorhanden, so auf Bildern von Merian aus dem 17. Jahrhundert. Die älteste uns bekannte, aber auch recht klein und unbestimmt gehaltene Darstellung des Turmbergs (S. Tafel VII) befindet sich auf einem Plan der Gegend um Mühlburg aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, welcher früher im Grossh. Generallandesarchiv aufbewahrt, seit 1877 in die Grossh. Altertümersammlung übergegangen ist.* Ein Gesamtplan der Ruine, soweit sie erhalten ist, fehlte bis jetzt ganz. Im Jahre 1854 scheint anlässlich der von der Stadt Durlach angestrebten Ausräumung des Turmes und der Herstellung einer Gartenanlage in dessen Umgebung eine Untersuchung der Baureste ins Auge gefasst worden zu sein, die aber nicht zur Ausführung kam. Aus einem damaligen

* Eine photographische Nachbildung desselben in den „Karlsruher Nachrichten“ von 1877 und in der „Geschichte von Karlsruhe“ von Fr. von Weech, Karlsruhe, Macklot 1893. Der Plan, welcher allerdings nachträgliche Einzeichnungen aus späterer Zeit enthält, wird hier zu spät in das 16.—17. Jahrh. versetzt. Die Akten, zu welchen er gehört haben muss, sind nicht mehr aufzufinden.

Schreiben des Joh. Ratzel, „Aulsehers der Turmbergruine“, vom 30. März 1854 ersehen wir, dass 1813 „die Burg zum erstenmal wieder in zugänglichen Stand gesetzt wurde“. Es seien bei dieser Gelegenheit eine Menge von Altertümern, Helebarten, Spiesse und dergl. gefunden worden; vieles habe man nicht beachtet und „unter Schutt und Trümmern unter dem Platz zwischen der Schutzmauer und der Burg begraben“.

Seit Anfang der 80er Jahre fanden durch Herstellung neuer Wirtschaftsgebäude auf der Höhe des Turmbergs nicht unbedeutende Veränderungen in seiner Erscheinung statt. Im Frühjahr 1894 beschäftigte sich darauf der Durlacher Verschönerungsverein mit neuen Anlagen auf der Terrasse und bei dieser Gelegenheit traten neue, bisher nicht bekannte oder nicht beachtete Mauerzüge zutage, welche nun im Oktober einige systematische Ausgrabungen, teils mit staatlichen Mitteln, teils mit solchen des Karlshofer Altertumsvereins veranlassten. Dieselben wurden im Juli 1895 zu Ende geführt und dürften nun genügen, um befriedigenden Aufschluss über die Bedeutung der Ruine zu gewinnen.

Wir erhalten jetzt von der letzteren das folgende Bild (s. Plan auf Tafel VII):

Auf dem gegen das Pfinz- und Rheinthal ziemlich steil abfallenden Bergvorsprung, dessen Gipfel nach hinten (gegen NO.) sich in einer Hochebene fortsetzt, steht vor allem der altbekannte viereckige Turm A aus Buckelquadern von rotem Sandstein, und 7 m von ihm gegen Nordwest entfernt eine ebenfalls aus rotem Sandstein erbaute grosse Pfeilermauer B. An die südwestliche Mauer des Turmes ist aus Muschelkalksteinen ein runder Treppenturm mit einer steinernen Wendeltreppe angebaut, und an seine südöstliche Wand schliesst sich eine ebenfalls aus Muschelkalksteinen mit wenigen untermischten Sandsteinen errichtete grosse Ringmauer DDD an, welche in eckigem Zuge noch fast ganz um die eingebnete obere Fläche des Bergvorsprungs herumgehend, diese gegen die Abhänge hin verteidigt. Die Fläche selbst ist seit den 80er Jahren durch eine moderne, lange, von Südost nach Nordwest streichende Mauer EE in zwei ungefähr gleich grosse Terrassen, eine obere mit dem Turm und eine tiefer gelegte mit den neuen Wirtschaftsgebäuden, geteilt.

Weiter führten nun die Arbeiten des Durlacher Verschönerungsvereins auf der oberen Terrasse auf die noch mehrere Meter in den Boden hinabreichenden Mauern eines zweiten grösseren Turmes F., welcher südwestlich von dem ersten, nur 65 bis 75 cm von ihm entfernt ist, also ziemlich hart an ihn anstösst. Die folgenden Grabungen deckten dann, nordwestlich an diesen anschliessend, die Grundmauer eines Gebäudes G auf und ausserdem verschiedene bisher nicht bekannte Mauerzüge, so einen über den Kalkfels erbauten H zwischen dem noch stehenden Turm und der grossen Pfeilermauer (vielleicht dort noch einen zweiten K und K¹?) und einige weitere an anderen Stellen, besonders in der Fläche der unteren Terrasse, dann nordöstlich bei L und M. Alles dies neu gefundene Mauerwerk war aus Muschelkalksteinen, die hier unmittelbar zur Verfügung standen, errichtet.*

Unterwirft man jetzt die ganze soweit bekannte Anlage näherer Betrachtung, so

* Wenn Fecht a. a. O., S. 644 mittelt, „1824 seien noch zwei parallele Fundamente von Umfassungsmauern, und ausserhalb des um dieselben laufenden Hauptgrabens noch weitere 60 cm dicke Fundamente mit sieben Ecken vorhanden gewesen“, so sind darunter vielleicht die beiden Parallelwände des älteren Turmes und die Ringmauer zu verstehen. Näher (a. a. O., S. 12) sagt: „Die Ringmauer war nochmals umgeben mit einer Zwingermauer, welche den Wehgang oder Zwinger einschloss, der an der Angriffsseite schmal, sich aber auf der Seite des Bergabhangs erweiterte. Der mit einer Bank versehene Vorplatz am Ende des 1781 angelegten Staffelfwegs dürfte zu der erwähnten Zwingeranlage gehört haben“. Was damit gemeint ist, wird nicht klar.

setzt sich zunächst unzweifelhaft aus der grossen Ringmauer und aus dem von ihr eingeschlossenen, neu gefundenes zweiten Turm, welcher in so grosser Nähe von dem ersten nicht zu gleicher Zeit mit ihm gestanden haben kann und darum als ein älterer anzusehen ist, die Erscheinung einer normalen, nicht sehr grossen romanischen Burg aus dem 12. oder dem Anfang des 13. Jahrhunderts zusammen. Häufig stand eine solche Burg auf einem die Thäler beherrschenden Bergvorsprung; von dem Bergrücken hinter ihr war sie durch Wälle und Gräben, welche den Zugang hinderten, abgetrennt, und auf dem Turmberg finden wir in der That nordöstlich hinter der Ruine waldige zu Spazierwegen umgeschaffene Erhöhungen und Schluchten, welche ursprünglich nichts anderes waren, als eben solche Wälle und Gräben. Die Wälle zeigten, wie einige Einschnitte bewiesen, in ihrem Innern keine Spur von Mauerwerk. Sie waren im allgemeinen mit Kalksteinschutt aus den Gräben aufgerichtet, aber immerhin durch eingemischtes Mörtelguss gefestigt, wenigstens erschien die Erde ziemlich stark mit Mörtelresten durchsetzt. Die das Burgterrain nach den Abhängen zu umschliessende Ringmauer ist bei durchschnittlich 2,40 m Dicke im Vergleich mit andern Burgen noch nicht besonders stark. Ein ausserhalb desselben (bei N.) gegen Südwesten geführter Schnitt durch die Böschung zeigte indessen, dass ihr wenigstens hier nach aussen noch weiteres Mauerwerk in 1,58 m Stärke vorgelegt war. Zu vermehrter Festigung war dann die Böschung ca. 4,50 m abwärts mit einer Concreterschüttung von grossen und kleinen Steinen mit reichlichem Mörtelguss gedeckt, welche zugleich eine Art von Glacis gebildet zu haben scheint und von unten durch stufenförmig aufsteigende, 1 m breite kleine Mauerpfeiler von 2,95 m Länge und ca. 1 m Höhe, von denen hier wenigstens einer aufgedeckt wurde, gegen das Abrutschen Schutz gefunden haben mochte. Der innerhalb der Ringmauer stehende ältere viereckige Turm ist mit 11,68 m im Gevierte ziemlich gross; indessen haben seine Mauern, von denen das nordwestliche bis auf den Grund ausgegrabene Stück nach aussen auffallenderweise aus Schichtenmauerwerk mit verhältnismässig schmal zugerichteten Sandsteinen auf einem 70 cm hohen Fundament von zwei Kalksteinrollschichten mit einer zwischendurchlaufenden Horizontalschicht bestand, bei 2,58 m Dicke ebenfalls nicht die sonst entsprechende Stärke, welche bis zu etwa 3,60 m zu erwarten gewesen wäre. Es war der in jeder mittelalterlichen Burg stehende Bergfried, der feste Turm, in welchem man in der äussersten Gefahr sich und seine Habe „friedlich bergen“ konnte und welcher, der sicheren Verteidigung wegen fensterlos, seinen Eingang nie am Fusse, sondern erst im zweiten oder dritten Stockwerk besass, so dass der letztere nur durch Leitern zu erreichen war, oder indem man von einem vor der kleinen Thüröffnung auf Kragsteinen ruhenden kleinen Holzgerüste aus sich an Seilen hinaufziehen lassen musste. Die südwestliche Hälfte unseres Turmes, welche nach gefälliger Mitteilung des Herrn Lichtnauer, Direktors der Drahtseilbahngesellschaft, ohnehin schon weiter herab zerfallen war, musste bei dem Bau des neuen Wirtschaftshauses weggesprengt werden. Man stiess hiebei (etwa bei n) in einer Tiefe von 5—6 m, von der oberen Terrasse gerechnet, auf die Decke eines Gewölbs, das einem in das Innere des Turmes führenden, abgemauerten Thorbogen anzugehören schien, damals aber leider weiter nicht untersucht worden ist.

Zugleich zeigte sich, als damals die jetzige grosse Ringmauer auf den Fundamenten der alten errichtet wurde, dass die letztere an einer Stelle, etwa bei m, glatt abging, während das in ihrem nordwestlichen Verlauf anstossende Fundament, wie als Schwelle

eines Thores geobnet war. Deuteten diese Wahrnehmungen auf hier vorhandene Kellerräume, zu welchen man aus den unteren Partien des Bergfrids gelangen konnte und etwa auf ein Ausfallthor in der Ringmauer? Oder gestatteten sie die Vermutung, dass hier die Mündung eines in das Thal hinabführenden unterirdischen Ganges zu suchen sei, dessen Vorhandensein man schon länger kannte? Die Grabung bei N gab hierüber keinen Aufschluss und es wird bis auf weiteres der ersteren Deutung der Vorzug zu geben sein.

Das Vorhandensein eines unterirdischen Ganges, jedenfalls seines Austritts am Fusse des Berges, wird indessen von verschiedenen Seiten so zuverlässig bezeugt, dass gestattet ist von ihm zu reden, auch wenn im Augenblick eine Untersuchung desselben auf gelegenerer Jahreszeit verschoben werden muss. Er verläuft südwestlich von der Burg die Anhöhe hinab in den Weinbergen des Gewanns „Kaiserberg“ und mündet unter einem Weinberghäuschen neben einer kleinen Brücke über den hier durch hohe steile Wände eingeeengten Dürrbach in zwei Ästen in diesen hinein. Der Besitzer des dortigen Gutes, Herr Rittershofer, hat den hier noch gut erhaltenen Gang vor etwa zehn Jahren zuwerfen lassen, um das nicht unbedenkliche Betreten desselben zu verhindern. Er beschreibt ihn als etwa 3 m unter dem Boden noch ein gutes Stück verlaufend, aus dem Kalkfelsen ohne Mauerung in Manneshöhe und etwa 1 m breit, so dass ein Mann bequem darin gehen kann, ausgehauen. Den Bergabhang hinauf dürfte er weniger tief unter der Oberfläche liegen, da er in einem weiter oben im Weinberg über ihn hinführenden Weg schon einmal ein Einsinken des Bodens veranlasst hat; er vermeidet von unten gesehen die gerade Richtung nach dem Burgturm, indem er sonst in eingesenktem Terrain verlaufen müsste, in welchem ihm das zusammenlaufende Wasser gefährlich werden konnte und zieht sich vielmehr unter dem unmittelbar angrenzenden höher liegenden Boden zur Burg hinauf. Wo er aber in diese eintritt, ist bis jetzt nicht bekannt. Die Arbeit, ihn herzustellen, war wohl keine geringe, aber auch keine allzuschwierige, da der Muschelkalk leicht bricht und man sich mit seitlich zuführenden Schachten helfen konnte. Sein Zweck muss in erster Linie der gewesen sein, auf verstecktem und gedecktem Wege zu dem in der Burg mangelnden Wasser zu gelangen. (Sicher befand sich übrigens innerhalb der Burgmauern eine Cisterne; man giebt an, dass ungefähr bei P sich eine solche befunden habe. Der jetzt sogenannte Burgbrunnen, eine Quelle am Grötzingter Weg, welche schon Ende des 16. Jahrhunderts genannt wird, ist ausserhalb der Umwallung gelegen).

Die oben berührten, nordwestlich bei G an den Turm sich anschliessenden Gebäude-mauern dürften im unteren Grunde einen Keller mit gestampftem Lehm Boden und mit Verputz der Wände, der noch vorhanden ist, umschlossen haben. Eine in der nordwestlichen Ecke ziemlich roh aufgesetzte dreistufige Treppe aus rohen Sandsteinen wird wohl später eingefügt sein. Da man hart dabei im Schutt eine ziemliche Anzahl durcheinander geworfener Bodenfliesen mit romanischen Verzierungen fand, so darf das betreffende einstige Gebäude gleichfalls als der ursprünglich romanischen Burg zugehörig angesehen werden. Was aber zu deren Gesamterscheinung noch fehlt, der jedenfalls besonders befestigte Eingang zu derselben, welcher gegen Nordwest zu suchen sein wird, dann vielleicht ein Zwinger, jedenfalls eine Cisterne, das alles ist so sehr zerstört, dass auf dessen Auffindung für immer verzichtet werden muss.

Die romanische Burg muss nun einst zerstört worden sein. Als Beweis gilt der zerstörte Turm und der reichliche Schutt, vielfach Brandschutt, der sich stellenweise sehr tief hinab verfolgen lässt. Es fand aber ein Wiederaufbau

statt; bei diesem wurde der Rest des alten Turms, der sich wohl wegen der verhältnismässig geringen Mauerstärke und dem übrigens wohlgefügteten Bau mit kleineren Kalkbausteinen als zu schwach erwiesen hatte, nicht mehr benützt, sondern es wurde ein neuer Turm mit besserem Baumaterial errichtet und dieser, damit er bei der Verteidigung an der gefährdetsten Stelle der Burg mitwirken könne, so in die Mauerlinie hinausgerückt, dass seine eine Hälfte ausserhalb derselben fiel. Dies ist der jetzt noch stehende Turm aus Buckelquadern von rotem Sandstein. Er ist etwas kleiner als sein Vorgänger, bei 28 m Höhe mit Aussenwänden von 9,50 m und 9,20 m Breite; seine Mauern sind aber gegen Nordost und Südost, also an den zwei Angriffsseiten bei 2,70 m und 2,90 m Stärke dicker als die des letzteren. Auch er spielte noch die Rolle eines Bergfrids. Am Fuss hatte er ursprünglich keine Thür, denn die jetzt hier vorhandene wurde erst in den 1830er oder 1840er Jahren hergestellt, nachdem, wie überliefert wird, 1689 die Franzosen an der betreffenden Stelle vergeblich den Turm zu sprengen versucht hatten. Der ursprüngliche kleine Eingang mit den normalen Kragsteinen unter ihm ist jetzt noch in 9,35 m Höhe zu sehen, und er ist spitzbogig abgeschlossen, also gehört unser jetziger Turm der frühgotischen Periode an.* Im Innern ist er zweistöckig; jedes Geschoss ist mit einem Gewölbe überdeckt; die Eingangsthür führte in den zweiten Stock, von dem man in den ersten durch eine Oeffnung im Boden mit Seilen oder Strickleitern gelangte, während dem Dach zu eine hölzerne Treppe führte und noch führt. Das nicht mehr vorhandene Dach erscheint auf den alten kleinen Abbildungen bald mehr, bald weniger hoch. Die untersten Räume des Turms sind jetzt mit Schutt gefüllt; nach alter Durlacher Erinnerung reichten sie sehr tief hinab, man habe damals gerne kleine Steine hineingeworfen und mit Spannung ihr Auffallen erwartet; es war das in den Felsen hineingetriebene „Burgverliess“, wahrscheinlich in der Hauptsache Vorratsraum, zu Zeiten auch wohl Gefängnis. Um den Turm in die Mauerflucht zu rücken, musste in diese eine entsprechende Lücke gebrochen werden; der Bruch ist in der That an den neu aufgefundenen Mauerstücken H, K' und O auf beiden Seiten des Turms noch ersichtlich. Man scheint aber zugleich wenigstens einen Teil der Mauer in vielleicht etwas veränderter Richtung neu errichtet zu haben, denn das an die südöstliche Turmwand anstossende Mauerstück ist ersichtlich erst nach dem Bau der Letzteren angefügt. Was überhaupt bei dem gotischen Neubau von der Ruine der alten Burg beibehalten, was neu hinzugefügt wurde, ist um so weniger mehr zu bestimmen, als an den mittelalterlichen Burgen fortwährend, neuen Bedürfnissen entsprechend, Veränderungen vorgenommen zu werden pflegten.

Wie es scheint, hat übrigens die nächste Folgezeit, von welcher leider keine Nachrichten überliefert sind, mehr Zerstörung als Aufbau gebracht und im 17. Jahrhundert, nachdem der Gebrauch der Kanonen der mittelalterlichen Befestigungsweise ihre Bedeutung genommen hatte, dürfte schliesslich in der Hauptsache nur noch der kräftige Turm mit seinen Buckelquadern sich unbeschädigt erhalten haben; wenigstens zeigt das kleine Bild in dem oben besprochenen alten Plan der Gegend aus der Mitte des Jahrhunderts nur diesen und vielleicht etwas Mauerwerk um seinen Fuss; es beweist zugleich, dass der Berg damals noch bewaldet, und die Stadt Durlach noch im Besitz ihrer Stadtmauer und ihrer Türme war; endlich meldet die bemerkenswerte Beischritt, dass die Ruine damals schon nicht mehr den Namen Burg, sondern den bescheideneren der „Durlacher Warte“ führte.

* Siehe unser Titelbild, das der Künstlerhand des Herrn Malers H. Petzel in Karlsruhe zu verdanken ist.

Nun ist bekannt, dass im Jahre 1565 Markgraf Karl II. von Baden seine Residenz von Pforzheim nach Durlach verlegte und dort in deutschem Renaissance-Stil die stattliche Karlsburg baute, von welcher, nachdem sie 1689 von den Franzosen zerstört und 1698 nur teilweise in anderer Art wieder errichtet wurde, doch noch jetzt hinter dem jetzigen Gasthofe zur Karlsburg sehenswerte Reste, zwei Wendeltreppentürme, Erkerbauten, Fenster- und Thürkonstruktionen, erhalten sind. Mit diesem Bau scheint der Fürst den Turm der nahen Burgruine insofern in Zusammenhang gebracht zu haben, als er an denselben eine, wahrscheinlich mit einem Ziegeldach gedeckte, hochgestellte Plattform anfügte, welche zur Aufstellung von Allarmkanonen* dienen sollte; damit war seine neue Bedeutung als Wartturm endgiltig bestimmt. Zum genannten Zweck war vor allem ein bequemerer Ausgang zum Turm von aussen erforderlich und hiezu diente fortan der dem letzteren angebaute Treppenturm C. Seine Wendeltreppe zeigt nicht nur dieselbe Konstruktion wie die noch von der Karlsburg vorhandenen, sondern auch im ganzen dieselben, dem Ende des 16. Jahrhunderts angehörigen Steinmetzenzeichen (s. Taf. VII, No. 1—5 im Vergleich mit 7), er ist also zur selben Zeit wie die Karlsburg erbaut und führte fortan in das obere Stockwerk des Turms. Auf diesem wurde darauf durch die nordwestliche dicke Turmwand ein Thor hinausgeschlagen, an dessen Gewände noch jetzt ein gleiches Steinmetzenzeichen (Taf. VII, 6) sichtbar ist. Das Thor führte, wie auch neustens wieder, da die Plattform als Boden für eine camera obscura wieder hergestellt ist, auf diese hinaus, denn unmittelbar unter dem Thor ist in die Mauerwand eine Fuge ausgearbeitet zur Auflagerung der Balken, deren anderes Ende auf der grossen, 13 m hohen, steinernen Pfeilermauer aufruhon sollte, welche demnach auch erst in dieser späteren Zeit entstanden ist. Ihre innere, dem Turm zugewendete Wand steigt senkrecht in die Höhe, die äussere ist nach oben etwas einwärts geneigt, was sich aus ihrem Zwecke als Stütze für die auf ihr liegende Plattform wohl erklären lässt.

Mit diesem letzten noch stehenden Teile der Ruine ist demnach sicherer geschichtlicher Boden erreicht und es bleibt nun noch die Frage nach früheren historischen Zeugnissen übrig. Wer hat die Burg erbaut? Wem hat sie im Laufe der Zeiten gehört, wie ward sie genannt?

Zunächst drängt sich der Name Durlach auf, denn die Ruine liegt auf Durlacher Gemarkung, wenn sie auch an die von Grötzingen angrenzt und ungefähr gleich weit von beiden Orten entfernt ist. Derselbe ist nach neuem Forschungsergebnis deutsch, nicht keltisch, somit ist die mit ihm bezeichnete ursprüngliche Niederlassung nicht eine keltische und auch nicht eine römische, sondern eine deutsche und fällt in verhältnismässig spätere Zeit. Sicher geschichtlich bezeugt ist der Name Durla, Durlahe, Durlach, Turlach, Türlac, erst mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts;** in der Mitte desselben erscheint die Stadt als eine befestigte, wie denn die im 17. Jahrhundert noch bestehende Befestigung mit Mauern, Türmen, Wall und Graben selbst aus dem jetzigen Stadtplan noch ersichtlich ist. Sie befindet sich, wie es scheint seit

* Fecht teilt mit, dass man nicht allzulange nachher, unter Markgraf Georg Friedrich 1604, die Tragweite der auf der Plattform stehenden Geschütze hinsichtlich des Schalls prüfen liess. Es stellte sich heraus, dass der Schuss in der Ebene bis über den sogenannten Landhag an der Speierer und Pfälzer Grenze, im Gebirg aber nicht bis Langensteinbach hörbar war.

** Siehe z. B. Rich. Fester, Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg 1050—1515, Innsbruck, 1892, S. 27, No. 328, S. 28, No. 343, S. 37, No. 425, aus den Jahren 1234 und 1255.

1227, im Besitz der Markgrafen von Baden; ein besonderes Geschlecht mit dem Namen von Durlach hat es nie gegeben und es kann demnach auch die Burg nicht ursprünglich so geheissen haben.

Wichtiger erscheint für die frühere Zeit das nahe Grötzingen, denn nicht nur ist der schon 991 genannte Ort älter als Durlach, sondern es ist auch ein Grafengeschlecht von Grötzingen bekannt; schon 1158 findet sich ein Wecelo, comes de Grecingen. Vor dem Jahr 1272 muss Grötzingen samt Burg an den Markgrafen Rudolf I. von Baden (1243—1288) übergegangen sein, denn eine Urkunde des genannten Markgrafen von 1272 datiert „in castro Grecingen“*. In diesem Jahre war somit die Burg markgräflich badisch und hiess „Burg Grecingen“, und da in Grötzingen selbst keine Burganlage gefunden wird (die dortige Augustenburg ist späteren Ursprungs), so wird mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen sein, dass mit dem castrum Grecingen die auf dem Turmberg stehende Burg bezeichnet ist. Als Bestätigung dafür mag die Thatsache gelten, dass noch heute der alte Burgweg von Grötzingen aus nach ihr heraufführt, während ein zweiter solcher von Durlach aus, der sogenannte Wolfsweg, erst auf der Höhe in den Grötzinger Burgweg einmündet, also später als dieser zu setzen sein wird.

Es ist indessen nicht anzunehmen, dass die Grafen von Grecingen als Besitzer der Burg im Anfang des 13. Jahrhunderts auch deren Gründer gewesen sind. Fecht möchte ihre Gründung dem Geschlecht von Hohenberg oder Hohenburg zuweisen, welches im Anfang des 12. Jahrhunderts im Pfingzgau ansässig gewesen ist. Von ihnen sei sie dann an die Grafen von Grecingen, gegen Ende des 13. Jahrhunderts von diesen an die Herren von Rossewag und von Letzteren an die Markgrafen von Baden übergegangen. Bei dem Mangel an zuverlässigen Nachrichten wird man hierüber schwerlich je ins Klare kommen. Es ist wahrscheinlich, dass die Anfänge der den Ausgang des Pfingthals beherrschenden Burg schon in das 10. oder 11. Jahrhundert fallen und man wird sich des weiteren mit dem oben berührten Ergebnis befriedigen können, dass sie im 13. Jahrhundert den Grafen von Grecingen gehörte und 1272 unter demselben Namen als Burg Grecingen in dem Besitz des Markgrafen von Baden war.

Weiter meldet nun eine urkundliche Notiz vom 9. Januar 1274, dass Kaiser Rudolf von Habsburg kurz nach seiner Krönung vom Elsass aus die Burgen und Städte Mühlburg, Grötzingen und Durlach erobert habe** (fortissima castra et opida Mulenberg, Crezingen et Duorlach expugnavit). Dass Mühlburg damals eine Tietburg besass, ist bekannt***; der gebrauchte Ausdruck ist aber auch richtig, wenn er von drei Städten und nur zwei Burgen reden will, somit wird sich die Bezeichnung castra nur auf Mühlburg und Grötzingen beziehen und der Kaiser hat demnach den Turmberg eingenommen. Er hat die Burg aber nicht zerstört, sondern dieselbe offenbar dem Markgrafen Rudolf I. zurückgegeben, denn noch im selben Monat, am 20. Januar 1274, datiert Letzterer eine Urkunde „in castro nostro Grecingin“†.

Nachdem darüber fünf Jahre hingegangen, giebt eine weitere urkundliche Notiz vom 2. Mai 1279 die Nachricht, dass Konrad III. von Lichtenberg, Bischof von Strass-

* S. Fester a. a. O., S. 44, No. 490.

** S. Fester a. a. O. S. 45, No. 492.

*** S. auch auf dem besprochenen Plan aus dem 16. Jahrhundert.

† S. Fester a. a. O. S. 45, No. 493.

burg, „castellum Türlac per ignem destruxit et ea quae in eo reperit, deportavit“*. Sie lehrt zweierlei: erstens, dass unsere Burg nun den Namen Durlach führte, dass sie also der Markgraf von Baden nach 1274 zu dem bedeutender gewordenen Durlach geschlagen hatte, zweitens, dass sie 1279 von dem Bischof von Strassburg durch Feuer zerstört wurde. Dies passt vortrefflich auf die Zerstörung unserer romanischen Burg und auf den Brandschutt, auf welchen man bei den Grabungen so mannigfach stiess.

Ohne Zweifel haben bald darauf Markgraf Rudolf I. oder seine unmittelbaren Nachfolger die Burg bis zu einem gewissen Grade und wohl mit teilweiser Benützung der noch vorhandenen Mauern wieder aufgebaut, und daher rührt dann der jetzige frühgotische Turm und der an denselben von Südost her stossende Mauerzug. Eine Notiz von 1295** spricht von einem Zehnten „de agro ante portam Durlach et de agro juxta castrum ibidem“, und wenn mit der Bezeichnung des letzteren Ackers als „neben der Burg bei Durlach liegend“ auch noch die Ruine gemeint sein könnte, so liegt doch näher, an die in dieser Zeit wieder aufgebaute Burg zu denken. Übrigens scheint, wie schon oben bemerkt, die letztere in der Folgezeit, sei es durch neue, wiederholte und gründliche Zerstörungen, sei es aus andern nicht mehr bekannten Gründen an Wert und Bedeutung verloren zu haben und das Interesse beschränkte sich immer mehr nur auf den unberührt gebliebenen festen Turm. Wie der oben besprochene Plan aus dem 16. Jahrhundert angiebt, führte er schon in jener Zeit nur noch den Namen der „Durlacher Warte“; Fecht spricht auch von Nachrichten, welche beweisen, dass im genannten Jahrhundert „der Bergturm als Standort für eine Stadt- und Landwache diente, dass für denselben zwei ständige Wächter bestellt waren und sich eine Glocke oben befand“. Was Wunder, dass dann auch die Markgrafen von Baden als Besitzer der Burg, deren Entstehung in keiner Beziehung zu ihrem Stamme gestanden hatte, sich nicht veranlasst fühlten, sie mit besonderem Namen zu bezeichnen; es war mit der Zeit nur eben noch der zur Stadt Durlach gehörige Turm und die Durlacher hatten recht, wenn sie künftig nur noch von ihrem „Turmberg“ redeten, wie das noch heute ihre Gewohnheit ist.

Bereits wurde bemerkt, wie um das Jahr 1565 die neue Bedeutung des Turms als Wachturm dadurch, dass ihm eine Plattform für Allarmkanonen angebaut wurde, zu verstärktem Ausdruck kam. Über seine weiteren Geschehisse sind wenige Nachrichten verzeichnet. Im 30 jährigen Kriege kam von 1642 an die regelmässige Bergwache in Abgang und der Turm wurde nur nach Umständen als Wache oder Zufluchtstätte benützt; 1644 brannte sein Holzwerk aus, wurde aber nach 1648 wieder hergestellt. Als dann 1689 die Franzosen Durlach zerstörten, brannten Dach und Holzwerk wieder nieder, die Mauern widerstanden aber „dem Feuer und Pulver“, d. h. es wurde der vergebliche Sprengversuch gemacht, dem später das untere Thor seine Entstehung verdankte. Seit 1770 ist „wegen Baufälligkeit“ (wahrscheinlich der Plattform) kein Wächter mehr auf dem Turm und der Zustand ist erreicht, in welchem die Ruine im ganzen bis heute geblieben ist.

* S. Fester a. a. O. S. 49, No. 518.

** Bader in der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins V, S. 249, Beurkundung über Stift Weissenburg'sche Lehen der Herren von Greningen.

Es ist noch übrig, die Fundstücke zu berühren, welche teils bei den Neubauten seit 1880, teils durch die letzten Grabungen zu Tage traten. Die bedeutendsten und seltensten sind die leider nur in wenigen Exemplaren vollständig erhaltenen, bereits angeführten quadratischen Bodenfliesen aus gebranntem Thon (s. Taf. VIII), deren schöne Randverzierungen samt den von ihnen umschlossenen Mittelbildern, Greifen, Hirschen und mittelalterlichen Dröleries, durchaus den romanischen Charakter tragen.

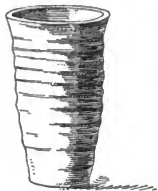


Fig. 1.

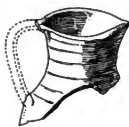


Fig. 2.



Fig. 3.



Fig. 4.



Fig. 5.



Fig. 6.

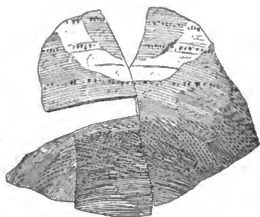


Fig. 7.



Fig. 8.



Fig. 9.

Bei der grösseren Zahl dieser Fliesen beschränkt sich die Verzierung auf zwei durch Rädchen eingedrückte konzentrische Kreise ohne Mittelbild; auf zwei solchen Stücken sind Hirsche als Mittelbilder dargestellt; vielleicht waren ursprünglich die Tafeln mit Bildern in den Ecken oder den Rändern des Fussbodens verteilt. Ihnen schliessen sich Scherben romanischer und vielleicht gotischer Thongefässe an, von denen die wichtigsten Fig. 1—9, alle in $\frac{1}{2}$ der natürlichen Grösse, abgebildet sind. Von den

Thonbechern Fig. 1, deren Form u. A. in den Bildern der Manessischen Liederhandschrift wiederkehrt, sind Reste von über zwei Dutzend gefunden, ein Beweis, dass man schon damals auf der Burg dem Trunk nicht abhold war; Fig. 2 ist der Kopf eines rotgebrannten Thonkrugs, Fig. 3 ein häufig wiederkehrender Ausguss, Fig. 4 ein eigentümlich scharfkantiges Henkelstück, Fig. 5 der Kopf eines Deckels; Fig. 6—9 stellen Randprofile und zum Teil verzierte Scherben verschiedenartiger Gefässe dar. Dazu kommen allerlei Stücke aus Eisen, Schlüssel (Fig. 10), Pfeil- und Bolzenspitzen, Beschläge, Nägel, ein schöner aus Eisen geschnittener Degengriff aus dem Ende des 16. Jahrhunderts und anderes, dann Reste verzierter Ofenkacheln aus dem 16. und 17. Jahrhundert, Scherben noch späterer Thongefässe mit Glasur und dergl. mehr.

Unter einigen Münzfunden aus verschiedener Zeit sind am bemerkenswertesten drei späte römische Münzen der Kaiser nach Konstantin aus dem vierten Jahrhundert und zu ihnen gesellt sich, in den Mörtel am untersten Teil der gesprengten Mauer des neu entdeckten älteren Turmes eingebacken, die obere Hälfte eines Bronze-

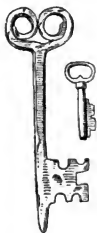


Fig. 10.



Fig. 11.

figürchens der altägyptischen Isis (Fig. 11), dessen römischer Ursprung als unzweifelhaft angesehen werden muss. Letzterer Fund erinnert an die seither viel verbreitete Ansicht, welche in dem Turm auf dem Turmberg einen römischen Wachturm sah, oder doch annahm, er sei auf den Fundamenten eines solchen erbaut. Zu irgend zwingendem Beweis reichen aber die kleinen Stücke nicht aus, denn im vierten Jahrhundert herrschten die Römer nicht mehr in der Gegend und die römischen Münzen können von Alemannen verloren worden sein. Das Isisfigürchen aber kam in den romanischen Mörtel am ehesten mit dem zu dessen Bereitung nötigen Sand, der auf dem Turmberg

nicht vorhanden ist und irgendwo vom Thal her, wo ja, wie bei Ettligen, einst römische Niederlassungen blühten, heraufgebracht worden sein muss. Sonst ist aber auf der Ruine weder von römischem Mauerwerk noch von den in römischen Trümmern immer vorhandenen römischen Ziegeln oder Thonscherben irgend eine Spur gefunden worden. Somit ist als Resultat der seitherigen Untersuchungen daran festzuhalten, dass die Ruine auf dem Durlacher Turmberg nicht römisch ist, sondern der spärlich übrig gebliebene Teil einer nicht sehr grossen mittelalterlichen Burg zuerst aus romanischer, dann aus gotischer Zeit, welche Ende des 16. Jahrhunderts zur Benützung als „Warte“ einige Anbauten erhalten hat.

Wappen der Markgrafen von Baden auf Medaillen.

Von *Wilhelm Brambach.*

Die äussere Geschichte des Badischen Wappens ist allseitig erforscht, auch zusammenfassend in Bild- und Schriftwerken dargestellt*. Seit den Anfängen der Wappenkunst in Deutschland, durch die Zeiten des romanischen Stiles, der Gotik, Renaissance, des Barock, Rococo und Zopfes hin, ist eine stattliche Reihe markgräflicher Waffen- und Zierschilde von tüchtigen Meistern angefertigt worden und uns erhalten geblieben.

Betrachtet man den ganzen Verlauf vom ersten Auftreten des Badischen Schildes bis zur Bildung des Grossherzogtums, so entrollt sich auch vor dem forschenden Auge eine innere Geschichte des Wappens, die auf Grund des Verhältnisses zwischen Schild und Hoheits- oder Besitztitel folgerichtig fortschreitet. Schon in der ersten Zeit, als Wappen im heraldischen und rechtlichen Sinne aufkamen, d. h. vor Ausgang des 12. Jahrhunderts, führt der Badische Zweig der Zähringer auf seinem Wappenschild ein Gespänge von einfachster, ursprünglicher Altertümlichkeit: ein rotes Band, welches von oben rechts nach unten links schräg über ein goldenes Feld läuft.**

Seit seinem Aufkommen ist dieses Heroldstück allzeit der vollgiltige Ausdruck für die Zugehörigkeit zum Badischen Fürstenhause und für dessen Gesamtrechte gewesen. Auch in jenen Zeiten, als daneben noch andere Wappenschilder für einzelne Hoheits- oder Eigentumsrechte beliebt waren, hat doch die rechte Schrägbinde, rot in Gold, nie aufgehört, für sich allein den Gesamtbestand des Hauses zu vertreten. Daher hat Grossherzog Leopold sich vollkommen im Einverständnis mit einer

* Kopp, Über Entstehung der Wappen im allgemeinen und des Badischen, insbesondere. Freiburg im Breisgau 1831. Anhang zu: Leichten, Die Zähringer. — Zell, Geschichte und Beschreibung des Badischen Wappens. Karlsruhe 1858. — v. Neuenstein, Das Wappen des Grossherzoglichen Hauses Baden. Karlsruhe 1892. — Die numismatischen Beziehungen habe ich zusammengestellt: Das Badische Wappen auf Münzen und Medaillen. (Grossh. Sammlungen-Gebäude. Münzausstellung.) Karlsruhe 1889.

** Die üblichen Bezeichnungen „rechter Schrägbalken“ oder „schräger Balken“ sind nicht glücklich. Die strenge Heraldik sieht hier keinen Balken, sondern ein „Wehrgehäng, welches über der rechten Schulter zur linken Seite, auf welcher das Schwert seyn musste, herabhing — lateinisch *balteus*, französisch *bande*“ (Kopp, S. 121). Allgemeiner verständlich ist die Benennung „Schrägbinde“. Die neueren Ansichten darüber siehe in oben erwähnter Schrift: „Das Badische Wappen auf Münzen und Medaillen, S. 12, 39—42.

sechseindeinhalbhundertjährigen Überlieferung befunden, als er die Nebenschilde ausser Brauch setzte und das Stammschild als alleiniges Zeichen seiner Hoheitsrechte gelten liess.*

Die Wappenschilde für einzelne Gebiete oder Hoheitstitel wurden früher auf verschiedene Weise mit dem Stammwappen zusammengestellt. Entweder wurden sie äusserlich ohne Verbindung aneinander gereiht, oder es trat eine zielbewusste Vereinigung von Schilden ein, als Kennzeichen des inneren Zusammenhanges von Besitz und Recht. Beide Darstellungsarten waren beliebt und gepflegt unter Markgraf Christof I. (1475—1527), der zu Ende des Mittelalters die getrennten Badischen Besitzungen vereinigte und erweiterte. Mit einer gewissen Vorliebe hat er auf seinen Münzen die freie Stellung von Einzelschilden anbringen lassen. Hierin stimmte mit ihm sein Bruder Friedrich überein, welcher auf seinem fernen Bischofsitz zu Utrecht (1496—1516) gerne der Heimat gedachte und ausser seinem Stammwappen auch die Schilde einzelner Badischen Landesteile führte.**

Aber auch die gebundene Darstellung ist von Christof I. angewendet und folgerichtig ausgebildet worden. Unter seinem Grossvater Jacob I. war zum Stammwappen seit 1437 das rotweiss geschachte Schild der Grafschaft Sponheim gekommen. In der Verschränkung der beiden Schilde stellte sich einerseits der Stammsitz des markgräflichen Hauses im Schwarzwald und den angrenzenden rheinischen und schwäbischen Landschaften, andererseits der Zuwachs auf dem linken Rheinufer dar. Unter den rechtsrheinischen Landschaften nahmen die Breisgauischen eine gesonderte Stellung ein. Vom Hachbergischen Zweige des Badischen Fürstenhauses im Breisgau erloschen im 15. und 16. Jahrhundert beide Linien, und der Hachberg-Hachbergische Besitz fiel 1418, der Hachberg-Sausenbergische 1503 an das Stammhaus zurück. Dazu wurde aus dem Eigentum der Grafen von Mörs-Saarwerden die Hälfte der Herrschaften Lahr-Mahlberg erworben, zuerst widerruflich 1442, dann endgiltig 1497. Diesen Ursprung und diese Entwicklung seines Gesamtbesitzes stellte Markgraf Christof I. in der Weise dar, dass er drei Bestandteile seiner Lande unterschied und für jeden ein Wappenschild einsetzte:

1. Für den Stammsitz mit den nördlich anliegenden Gebieten einerseits und für die linksrheinischen Besitzungen andererseits: das verschränkte Wappen von Baden und Sponheim.
2. Für die Breisgauischen Gebiete, welche aus Hachberg-Hachbergischem Besitze heimfielen: das Schild von Hachberg-Usenberg. Die Markgrafen von Hachberg hatten das Schild ihres Stammhauses geführt, also die rote Schrägbinde im

* Verordnung vom 24. November 1830, Regierungsblatt No. XVIII.

** Eine historische Medaille des Bischofs Friedrich auf seine Kriegserfolge im Jahre 1499 beschreibt Frans van Mieris so: Van de vier wapenschilden, die tusschen de armen van het kruis op de eene zyde staan, behoort het kruis alleen aan't Bisdom van Utrecht, de band is voor het Markgraafschap van Baden, en de overigen voor 't Graafschap Spanheim, Eberstein, Brisgouw, Lahr of andere Landschappen, die onder dat Stambuis gebracht syn. Op de andere helft zit de Bisschop Frederik van Baden, als een dapper Krygsmān, in't volle harnas, en met opgeheven zwaerde te paerd, gered om de synen te beschermen; hebbende wyders eene spreuk uit de harp-zangen van David (Psalm CVI, 3), die den eenen en den anderen rand besluit en deezen toepasselyken zin bevat:

BEATI QUI CVSTODIUNT IVDICIUM, ET FACIUNT IUSTICIAM IN OMNIA.

(Histori der Nederlandsche Vorsten, I, S. 317.)

Die freie Stellung der Schilde auf Münzen und Medaillen entsprach im 15., 16. und 17. Jahrhundert einer weit verbreiteten Geschmacksrichtung. Derselben huldigten die Markgrafen Eduard Fortunatus, Wilhelm, Georg Friedrich, Friedrich Magnus und im 18. Jahrhundert noch Carl Wilhelm.

goldenen Felde in vollständiger Übereinstimmung mit dem markgräflich Badischen Wappen. Um Hachberg aber zu kennzeichnen, wurde auch von der Usenbergischen Erbschaft das zugehörige Wappen, ein silberner Pflug in Blau, angenommen. Diese Figur setzte nun Christof I. in einem längsgeteilten Schilde links neben die Badisch-Hachbergische Schrägbinde.

3. Für den Anteil an Lahr-Mahlberg: ein Schild, längsgeteilt; rechts ein stehender Löwe, schwarz, rot gekrönt, in Gold, wegen der Herrschaft Mahlberg, und links eine rote Binde in Gold, wegen der Herrschaft Lahr. Später, aber schon im 16. Jahrhundert wechselten die beiden Schildhälften ihre Stelle: Lahr erscheint rechts und Mahlberg links*.

So ist der Zusammenhang der Lande und Hoheitsrechte dargestellt auf einer Klippe, die als Schaustück mit Münzstempeln geprägt ist.



Spruch: TRIW • VND • STET • EWIG • 1501 • +
(= treu und stät ewig.)

Wappen: Baden-Sponheim.
Baden-Usenberg. — Mahlberg-Lahr.
(Hachberg.)

In demselben Sinne haben Christofs Nachfolger den Zusammenhang ihrer Lande und Ansprüche durch Schildverbindungen in ihren Wappen veranschaulichen wollen. Bei der Trennung des Hauses hat sowohl die Bernhardinische, wie die Ernestinische Linie das Recht, sämtliche angestammten Wappen zu führen, fest gehalten. Indessen gab jede Linie den Wappen ihrer thatsächlichen Besitzungen einen gewissen Vorrang vor den übrigen Schilden. Die Folge davon war, dass sich die Bernhardinischen und Ernestinischen Wappen in der Auswahl und in der Anordnung der Schilde von einander unterschieden. Da diese Verhältnisse nicht immer genug beachtet werden, so dürften einige Musterstücke aus dem beiderseitigen Brauche willkommen sein.**

* Das Badische Wappen auf Münzen und Medaillen S. 29.

** Die ausgewählten vier Stücke sind schon 1846 durch A. Freiherrn von Berstett, in der Münzgeschichte des Zähringen-Badischen Fürstenhauses bekannt gemacht (No. 92 = I Gold. — No. 94 = II Abguss. — No. 157 = III Abguss. — No. 283 = IV Gold). Ein geeignetes Abbildungsverfahren stand ihm nicht zu Gebote.

I. Medaille des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden aus dem
Jahre 1627.

(Tafel IX No. 1).

GVILHELMVS · D · G · MAR · BAD · ET · HA · C · IN · SP · ET · EB ;
DO · IN · LA · ET · MALB :

Brustbild rechtshin mit Mantel über dem Panzer und grossem spanischen Kragen.
Auf dem Abschnitt des rechten Armes I · G · L · (unerklärter Künstlername, Nagler,
Monogrammist III, S. 949, No. 2450, vielleicht verwandt mit No. 2451). Darunter 1627.

Rückseite.

Auf einem Spruchband:

DEVS LIBERATOR MEVS

Darunter Wappen mit sieben Helmen.

<p>2</p> <p>Helm für Sponheim, mit Pfauschweif.</p>	<p>1</p> <p>Helm für Baden und Hachberg, mit Steinbockshörnern.</p>	<p>3</p> <p>Helm für Sponheim, wie 2.</p>		
<p>4</p> <p>Helm für Lahr, mit Rumpf, daran offene aufgerichtete Büffelhörner, statt der Arme.</p>	<p>Wappen</p> <table style="width: 100%; border-collapse: collapse;"> <tr> <td style="text-align: center; vertical-align: top; width: 50%;"> <p>2</p> <p>Sponheim (Schach).</p> </td> <td style="text-align: center; vertical-align: top; width: 50%;"> <p>3</p> <p>Eberstein (Rose-Eber quadiert).</p> </td> </tr> </table>	<p>2</p> <p>Sponheim (Schach).</p>	<p>3</p> <p>Eberstein (Rose-Eber quadiert).</p>	<p>6</p> <p>Helm für Eberstein, mit Rumpf, der eine Bischofsmütze trägt.</p>
<p>2</p> <p>Sponheim (Schach).</p>	<p>3</p> <p>Eberstein (Rose-Eber quadiert).</p>			
<p>5</p> <p>Helm für Mahlberg, mit Löwe in einem Schirm- brett.</p>	<p>1</p> <p>Baden (rechte Schräg- binde).</p>	<p>7</p> <p>Helm für Eberstein, mit Rose und Büffelhörnern, die Lindenzweige tragen.</p>		
	<p>4</p> <p>Lahr-Mahlberg (Binde) (Löwe).</p>	<p>5</p> <p>Sponheim, wie 2.</p>		

Die Schilde entsprechen der obigen Titulatur:

Guilhelmus Dei Gratia Marchio Badensis et Hachbergensis (1), Comes in Sponheim (2,5) et Eberstein (3), Dominus in Lahr et Malberg (4). Der untrennbare Titel Badensis et Hachbergensis wird sachgemäss durch das Stammschild veranschaulicht. Die übrigen Schilde beziehen sich auf die tatsächlichen Besitzungen Wilhelms. Lahr-Mahlberg war noch ungeteilt. Aber auch nach der Teilung, die zwei Jahre später geschah (1629), behielt Baden das vollständige Doppelwappen.

II. Medaille aus der späteren Regierungszeit des Markgrafen Wilhelm von Baden-Baden.

(Tafel IX No. 2.)

GVILHELM : DG : MAR : BAD : & HA : C : IN SP : & EB : D : IN LA · & MALB.

Brustbild rechtshin, mit langwallender Perrücke, breitem Spitzenkragen und Mantel. Das Lebensalter ist annähernd zu bestimmen aus dem Vorhandensein des Ordens vom goldenen Vliese, der 1638 dem Markgrafen verliehen wurde, und aus der Ähnlichkeit mit der Vaillant'schen Kreidezeichnung, die 1655 oder 1656 entstand (*v. Orchelhäuser, Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. N. F. IX, S. 154. 160. Tafel 1*). Die Medaille stammt also aus den Jahren 1638—1656 und steht dem letzteren Zeitpunkt nahe.

Rückseite.

ADSIT AB ALTO

Unter dem Fürstenhute das vollständige Wappen mit der Kette des goldenen Vlieses.

2	3	4
Sponheim.	Eberstein (Rose-Eber einfach).	Landgrafschaft Breisgau (Sausenberger Löwe).
5	1	6
Badenweiler (dreimal gesparrter Pfahl).	Baden.	Usenberg, zur Markgrafschaft Hachberg (Flug).
7	8	9 (= 2)
Röteln (wachsender Löwe auf Feh).	Lahr-Mahlberg.	Sponheim.

In der Titulatur sind nur fünf Schilde vertreten, wie auf der ersten Medaille, nämlich das Schild des Stammhauses (1) und diejenigen von Sponheim (2, mit Gegenstellung 9), Eberstein (3) und Lahr-Mahlberg (8). Die Schilde 4—7 beziehen sich auf Besitzungen der Ernestinischen Linie. Dem Range nach ginge die Landgrafschaft (4) vor den Grafschaften (2—3), aber letztere wurden als eigenes Land dem vetterlichen vorgezogen.

Wie für die Bernhardinische Linie die Grafschaft Sponheim ein Hauptstück des thatsächlichen Besitzes war, so für die Ernestinische Linie die Landgrafschaft im Breisgau,

vertreten durch das Schild von Sausenberg. Dieselbe hervorragende Stelle, die bei jener das Sponheimische Schach einnimmt, behauptet bei dieser der Breisgauische Löwe. Das Sponheimische Schild erscheint bei den Ernestinern im vollen Wappen links ins obere Feld gerückt, im kleineren, fünffeldigen Wappen wird es ganz ausgelassen. Dagegen wird dem Breisgauischen Löwen das obere Feld rechts eingeräumt, und hiernach richtet sich die Stellung dieses Wappentieres. Die Künstler lassen dasselbe richtig nur nach Innen springen. Infolgedessen wird es links gewendet, da es in einem rechten Eckfelde erscheint. Entsprechend werden die Löwen von Röteln und Mahlberg behandelt. Insbesondere ist der Röteler Löwe rechts gewendet, wenn er in der Verschränkung als Gegenstück zum Sausenberger aufsteigt, dagegen links, wenn er in gleicher Reihe dem Mahlberger gegenübersteht.

Setzen wir einmal die Reihenfolge der Schilde im vollständigen Bernhardinischen Wappen mit den obigen Ziffern 1—9 an, so veranschaulicht sich der Brauch beider Linien folgendermassen:

Bernhardinisch:			Ernestinisch:		
2	3	4	4	6	2
5	1	6	3a	1	3b
7	8	9	5	7	8

Im Ernestinischen Wappen ist keine so regelrechte Verschränkung, wie im Bernhardinischen zwischen Schild 2 und 9. Dagegen sind bei den Ernestinern die beiden Figuren des Ebersteiner Schildes (3) getrennt einander gegenüber gestellt. Das ursprüngliche Bild — die Rose — wird selbständig an die linke Seite (3b) gesetzt, und ihm entspricht rechts das jüngere, redende Wappen der Grafschaft — der Eber — (3a). Zu dieser Trennung veranlasste der Umstand, dass die Rose im Laufe der Zeit insbesondere auf Neu-Eberstein bezogen wurde.

III. Medaille des Markgrafen Ernst Friedrich von Baden-Durlach aus dem Jahre 1603.

(Tafel IX No. 3.)

ERN · FRID · D · G · MARCH · BAD ·

Brustbild. Das Antlitz fast ganz sichtbar, rechtshin schauend. Der Hals mit einem breiten gefälten Kragen, die rechte Schulter mit einem Mantel bedeckt.

Rückseite.

1603.

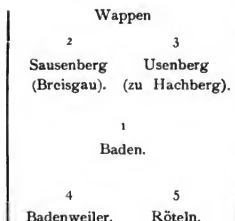
Darunter Wappen mit fünf Helmen.

2
Helm für die Landgraf-
schaft Sausenberg im
Breisgau,
mit wachsendem Löwen.

1
Helm für Baden und
Hachberg,
mit Steinbockshörnern.

3
Helm für Usenberg,
darauf Halbfigur mit
Zipfelmütze.

4
Helm für Badenweiler,
mit jugendlicher
Halbfigur.



5
Helm für Röteln,
mit Bischofsmütze.

IV. Medaille des Markgrafen Karl Friedrich von Baden-Durlach aus dem Jahre 1751.

(Tafel IX No. 4.)

CAR · FRIDER · D · G · M · BAD · & · H · L · S · C · S · & · E · D · R · B · L · & · M ·

Brustbild rechtshin, gepanzert, mit dem Hausorden der Treue. Unter dem rechten Arm A · S (Zeichen des kurpfälzischen Hofmedailleurs Anton Schäffer).

Rückseite.

MODERATE ET PRUDENTER

Auf einem altarähnlichen Untersatze das vollständige Wappen, mit Fürstenhut und Hausorden der Treue, zwischen Palmzweigen, von der Sonne bestrahlt. Eine weibliche Gestalt zur Rechten veranschaulicht Wissenschaft und Kunst, eine zweite zur Linken Gerechtigkeit und Wohlfahrt.

Rechts auf dem Boden wiederholen sich die Buchstaben A · S

Die Wappenschilder sind entsprechend der Ernestinischen Überlieferung angeordnet:

2
Sausenberg
(Breisgau).

3
Usenberg
(zu Hachberg).

4
Sponheim.

5	1	6
Eberstein (Eber).	Baden.	Eberstein (Rose).
7	8	9
Badenweiler.	Röteln.	Lahr-Mahlberg.

Hier stimmt die Titulatur in Rang und Reihenfolge mit der Schildstellung überein, abgesehen von dem kleinen Wechsel zwischen Röteln und Badenweiler. Da Badenweiler im kleineren Ernestinischen Wappen einen festen Platz rechts unten hat, so erscheint es auch hier an siebenter, statt an achter Stelle: Marchio BADensis & Hachbergensis (1 . 3), Landgravius Sausenbergae (2), Comes Sponheimensis (4) & Ebersteinensis (5 . 6), Dominus Roetelae (8), Badavillae (7), Lahrae & Malbergae (9).

Allegorie auf St. Blasien.

Bemalter Kupferstich

von

Marc Rosenberg.

Durch Vermittlung eines Freundes kam ich kürzlich in den Besitz eines Blattes, welches durch die zuerst ins Auge fallenden Worte: *Splendor Hercyniae* mein Interesse erweckte, aber zugleich durch den desparaten Zustand, in welchem es sich befand, die Besorgnis in mir wachrief, ob es wohl gelingen werde, dasselbe durch Abbildung, Beschreibung und Wiederherstellung für die Dauer zu erhalten. Es war beschmutzt und verrieben, der Breite nach in zwei Teile zerrissen, die nicht mehr genau zu einander passten, auf der Rückseite geflickt und geleimt und dadurch wellig und brüchig geworden, hatte mehrere grosse Löcher und bröckelte an allen Rändern ab. Jede Berührung brachte neue Schäden, so dass eine schleunige Wiederherstellung unbedingt notwendig war. Trotzdem musste die Bearbeitung vorher vorgenommen werden, da ich einerseits nicht wissen konnte, in welchem Zustande das Blatt aus der Restauration hervorgehen würde, und andererseits die Unbeholfenheit des wieder zusammengesetzten, zwischen zwei Glasplatten eingepressten übergrossen Stiches der Untersuchung unüberwindliche Schwierigkeiten entgegengestellt haben würde.

Aber auch in dem handlicheren Zustande vor der Wiederherstellung waren die äusseren Schwierigkeiten der Bearbeitung sehr bedeutend, und ehe ich den Apparat an Zeit und Mithilfe in Bewegung setzte, welcher zu ihrer Bewältigung notwendig war, suchte ich mich zu vergewissern, ob es wirklich notwendig wäre, ihn auf dieses besonders complicierte Exemplar aufzuwenden. Eine Umschau resp. Umfrage bei allen grösseren Kabinetten, sowie an anderen Stellen, wo ein solches Blatt vermutet werden konnte — unter andern auch in St. Blasien und in St. Paul — führte zu der Überzeugung, dass vorläufig kein weiteres Exemplar ausfindig zu machen sei, und dass wir es bis auf weiteres mit einem Unikum zu thun hätten.

Unter diesen Umständen musste an die vorliegenden Schwierigkeiten herangetreten werden. Dieselben lagen aber nicht nur in der schlechten Erhaltung, sondern vornehmlich in dem Umstande, dass das ganze in Kupferstich hergestellte Blatt mit Deckfarbe übermalt ist. In seinem jetzigen Zustande macht es nämlich den Eindruck eines Gemäldes, welches nur bei den Inschriften den darunter befindlichen Kupferstich durchscheinen lässt.

Diese Inschriften, an und für sich schon in kleinen Buchstaben gegeben, waren entweder durch Alter und Missbrauch des Blattes verrieben, oder damit sie die malerische

Wirkung des Ganzen nicht stören, mit dem Pinsel leicht überstrichen. Andere wieder und zwar sehr umfangreiche waren, wie sich später herausstellte, ganz durch die Farbe zugedeckt. Ich konnte deren Lesung nur bewerkstelligen, indem ich das Blatt bei vollem Sonnenschein gegen ein nach Süden gerichtetes Fenster hielt und von aussen durch Spiegel das Sonnenlicht auf die auch dann nur mit der Lupe zu lesenden Stellen konzentrieren liess. Die Blendung wurde aber dadurch so stark, dass ich genötigt war, durch schwarze Kartons das Gesichtsfeld so weit zu verkleinern, dass meistens nur ein oder zwei Buchstaben zugleich in die Lupe genommen werden konnten.

Ich brauche dem, der solche Arbeiten versucht hat, nicht zu sagen, dass nach jeder Pause, nach jeder absichtlichen und unwillkürlichen Bewegung das Wiederfinden der gelesenen Buchstaben und der aufeinanderfolgenden Zeilen und damit auch das Erfassen des Inhalts, ohne welches eine richtige Lesung undenkbar ist, unendliche Schwierigkeiten bereitete. Ich schätze mich daher glücklich, bei dieser ganzen Arbeit die stetige und intelligente Mitwirkung des Herrn Fr. Block, Berlin, gehabt zu haben, ohne dessen Mithilfe ich die Untersuchung in der Zeit, die ich ihr gewidmet habe, nicht hätte durchführen können.

Ehe ich nun an die Schilderung dieses merkwürdigen Denkmals gehe, muss ich vorausschicken, dass die Bearbeitung nicht ohne eine grosse Überraschung abgelaufen ist. Nachdem ich das Blatt, wie es uns in der Übermalung vorliegt, in allen seinen Teilen kennen gelernt hatte, fielen mir an der Unterschrift des von zwei Genien gehaltenen Wappens Differenzen zwischen der aufgemalten und der durchscheinenden Schrift auf. Ich erkannte aus der korrigierten Ordnungszahl und aus den abgeänderten Regierungsjahren, dass sich die Umschrift auf dem Kupferstich auf einen andern Abt bezogen haben muss, als es auf dem Gemälde der Fall ist.

Hierdurch aufmerksam gemacht, suchte ich nach weiteren Teilen, in welchen die Bemalung sich mit dem darunter befindlichen Kupferstich nicht deckte und fand deren genug, um gezwungen zu sein für die ganze untere Partie die Beschreibung des gemalten Blattes von der des gestochenen zu trennen.

So haben wir denn in diesem einen Stücke zwei Werke vor uns, eines ebenso interessant wie das andere, aber jedes einem andern Gedankenkreise angehörend. Beide zeigen uns eine komplizierte, aber bis ins einzelne und kleinste vollkommen verständliche Allegorie auf die Entstehung und Ausbreitung des Klosters St. Blasien; aber während das gemalte 1719 datierte Blatt wertvolle topographische Abbildungen und Abtswappen überliefert und das Ganze zu dem damals regierenden Abte Augustin Fink in Beziehung setzt, dessen Zeit aber an dem geistigen Inhalte der Komposition und an der künstlerischen Gruppierung keinen Anteil hat, verrät uns der ein Menschenalter ältere Stich, besonders in seiner unteren durch die Bemalung ganz zugedeckten Partie, die Verhältnisse, unter welchen er entstanden ist, zeigt uns St. Blasien in Beziehung zur Salzburger Hochschule, führt uns in den merkwürdigen Zweig der grossen gestochenen Thesenverkündigungen ein und lässt uns den 1681 (Datierung des Blattes) regierenden Abt Romanus Vogler als denjenigen erkennen, unter dessen Regierung und aus dessen Kreise heraus diese grosse, geistig entschieden bedeutende allegorische Komposition entstanden ist, ein Werk welches, ohne Übertreibung, für St. Blasien dieselbe Bedeutung beanspruchen darf, wie Rafaels Disputa für die gesamte Christenheit.

A. Das bemalte Blatt.

In die Beschreibung und Erklärung eintretend, fassen wir unter der Überschrift „Das bemalte Blatt“ zunächst den jüngeren Zustand ins Auge, welcher durch die Übermalung mit Ölfarbe gegeben ist.

Da sich die Komposition in vier horizontal scheidbare Gruppen zerlegen lässt, halten wir der Übersicht halber diese Verteilung auch für die Beschreibung fest und gewinnen dadurch die vier Hauptabschnitte:

I. Patrone. II. Äbte. III. Das Hauptwappen. IV. Wohlthäter,
welche wir der Reihe nach behandeln.

I. Die Patrone von St. Blasien.

Wie der liber constructionis monasterii ad s. Blasium lib. II. 5 bei Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte Bd. IV. berichtet, weihte der Konstanzer Bischof Gamenalduus das (vetus) monasterium den 15. September 1036¹ in honore sanctae et individuae trinitatis et in honore sanctae Mariae, perpetuae virginis, nec non et s. Blasii archiepiscopi et martyris, sancti Vincentii levitae et martyris.²

Mit Ausnahme der heiligen Dreieinigkeit, auf welche wir noch zurückkommen werden, finden wir in der obersten Reihe sämtliche Titularheiligen: In der Mitte die heilige Gottesmutter, repräsentiert durch die in einem grossen Teile des Schwarzwaldes verehrte, wunderwirkende

Maria von Todtmoos, durch die Unterschrift als CAUSA et PRINCIPIUM Lucis, Todtmosia Virgo bezeichnet. Sie ist angethan mit einem steifen, goldgestickten Gewande, das am Halse beginnend sich nach unten glockenförmig erweitert, und mit einem blauen, innen weissen, auch das Haupt bedeckenden Mantel. Den Hals ziert ein Geschmeide mit einem Kreuze. Um das gekrönte Haupt ergiesst sich der Nimbus, und sechs geflügelte Engelsköpfe vereinigen sich zum Halbkreise. Im Schosse der Gottesmutter ruht der Heiland, welchen die Bemalung als in Schmerzen verschieden charakterisiert. Nur das umstrahlte Haupt ist sichtbar, alles andere wird von dem grossen Mantel Marias verhüllt.³

¹ Dass es keinen Konstanzer Bischof Gamenalduus gegeben hat, dass 1036 Eberhard I Bischof von Konstanz war, dass in diesem Jahre noch kein Ort St. Blasien existierte, dass mithin die ganze Nachricht von der Weihe falsch ist, ist für unsere Zwecke nebensächlich. Wir müssen um unser Blatt zu erklären auf die Daten zurückgreifen, welche zur Zeit seiner Entstehung in St. Blasien Geltung hatten.

² Unter Abt Utto wird 1108 das monasterium novum denselben Heiligen geweiht: Liber constr. II, 33. Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Badens III S. 74, irrt, wenn er nur Maria, St. Blasius und St. Vicentius anführt; ebenso irrt er, wenn er behauptet, der liber constructionis setze diese Weihe ins Jahr 1088. Es steht liber constr. II, 33: Actum est autem hoc anno domini millesimo centesimo octavo. Ob 1108 thatsächlich richtig ist, ist eine Frage, welcher wir hier ausweichen dürfen.

³ Die Geschichte des Gnadenbildes erzählt Placidus Rauber in seiner „Kürze Histori Unser Lieben Frauen auff dem Schwartzwaldt In dem Todtmoos zum Schönbühl, 1629“ S. 31: Das Bildwerk habe vor undenklichen Jahren durch Feuer gelitten. Er wirft wegen der Feuersbrunst „alle Schuld auff die Weiber, welche zwar fromb und andächtigt“, aber mit den Wachlichtern unbehutsam seien. „Es ist das ganze Bildt . . . ein pur lauterer schwarzer Kohl, bis oben auff an den Hals und Angesicht, . . . so ein gross Wunder anzusehen, dass dem Hals, Angesicht, nit nur die geringste Macul oder mahl von Fehr und Flammen widerfahren . . . Und ist solches . . . villeicht auch darumb beschehen, auff dass der Schwartzwald, mit Augen sehe, wie war es seye, was dort in hohen Liedern Salomonis Cant. I gesungen wirdt: Nigra sum, sed formosa. Wirdt allezeit mit einem Rock unterschiedlich nach den zeitten, Festiniteten bekleydet.“ Die Abbildung, die er S. 29 von der Virgo „pulericollis“ (= Schönbühl) wie er sie nennt, giebt, zeigt eine einfachere Gewandung, als auf unserem Bilde. Es würde zu weit führen, hier die Ikonographie der „pulericollis“ zu verfolgen und sie mit nahe verwandten Darstellungen wie z. B. der Maria von Klösterle bei Rippoldsau und anderen zu vergleichen.

Zur Rechten Marias erscheint

St. Blasius, nach welchem die Cella ad Albam, welche vor dem Monasterium hier bestanden, genannt wurde, seitdem sie von Rheinau seine Reliquien erlangt hatte. In reich besticktem, rotem Pluviale, über dem Haupte die von einem Engel gehaltene Mitra, zu den Füßen den bischöflichen Stab, hält er in der Linken, wahrscheinlich mit Beziehung auf den Blasiussegen⁴, eine brennende Kerze. Die sprechende Bewegung der rechten Hand wird durch die Unterschrift erklärt: „Dexteram meam semper ext(en)tam habeo super locum istum et benedicendo et necessaria affe(ren)do(et c)haritate providendo. Es ist dieselbe Verheissung, die ihm der liber constr. I, 19 zuschreibt: se bonum patronum et defensorem fore loco huic more pii patris ac patroni.

Ihm gegenüber gestellt, zur linken Hand der Gottesmutter sehen wir

St. Vincentius, Archidiaconus von Saragossa, in rotem Diakonengewande mit Rost, Palme, Lorbeerkrone und einem Raben. Auf dem Roste steht: Ultra septem iam saecula vivax, neben der Lorbeerkrone: Vincenti, schliesslich neben dem Heiligen selbst: Tu quoq(ue) PRINCIPIUM in FIERI FACTOQ(UE) Salutis.

Zu erklären wäre hier nur der Rabe und die Inschrift: Ultra septem iam saecula vivax.

Über den ersteren geben die AASS⁵ folgende Aufklärung:

„Corvus itaque avis lenta et pigerrima, haud procul residens, quasi tetra sui specie lugentis habitum demonstrans, cum adventantes aves reliquias ac perniciosus metuendas alis quodam impetu eminus fugaret, advenientem subito immanem lupum incurso etiam non segni abegit a corpore.“

Was die Inschrift betrifft, so bezieht sie sich offenbar auf den Tod des Heiligen. Wenn im christlichen Sinne das (ewige) Leben erst nach dem Tode beginnt, so hatte Vincentius schon mehr als 700 Jahre „gelebt“, als seine Reliquien nach St. Blasien kamen. Nehmen wir an, sie seien bei der Weihe von 1036⁶) beigesetzt worden und rechnen 700 davon ab, so ergiebt sich das Jahr 336. Wenn er demnach schon rund 700 Jahre „gelebt“ hätte, so würde sein Tod ins Jahr 336 zu setzen sein. Er ist aber 303 erfolgt. Daher sagt die Inschrift, er habe ultra septem saecula „gelebt“, nicht 700, sondern 732 Jahre.

Damit ist die Aufzählung der Patrone in eigentlichem Sinne erledigt. Es gesellen sich aber zu ihnen noch der Stifter desjenigen Ordens, welcher das Kloster St. Blasien inne hatte, sowie die Stifterin des aus diesem hervorgegangenen Frauenordens. Ersterer erscheint rechts von Maria, links vom Beschauer. Es ist:

St. Benedictus im schwarzen Benediktinergewande, zu seinen Häupten ein

⁴ Wetzer & Welte, Kirchenlexikon, 1883, s. v. St. Blasius sagt: Er rettete einen Knaben vom Erstickungstode; daher der Blasiussegen (3. Februar), welcher in folgender Form vom Priester erteilt wird: Er hält in der linken Hand zwei Kerzen in Form des Andreaskreuzes vor Gesicht und Hals des zu Segnenden und macht an der oberen Kreuzesöffnung das Zeichen des Kreuzes mit den Worten: Per intercessionem S. Blasii episcopi et martyris liberet.

⁵ Acta Sanctorum, Januarii tomus II. S. 397 [22. Januar: Vincentius, Cap. IV].

⁶ Wir müssen auch hier, wie fast durchweg bei dieser Arbeit mit den Daten rechnen, welche zur Zeit der Entstehung unseres Blattes in St. Blasien als richtig angenommen wurden und nicht mit denjenigen, welche uns die neueste kritische Forschung an die Hand giebt. cfr. Anm. 1. S. 3.

Engel, der den Abtstab hält, und jene leuchtende, hier blau bemalte Kugel, in deren Gestalt er einstmals die Seele des Germanus erschaute.⁷

Auf der entgegengesetzten Seite, ebenfalls auf Wolken knieend, sehen wir die Gründerin des Benediktiner Frauen-Ordens:

Sta. Scholastica, im Gewande der Benediktinerinnen. Neben ihr befindet sich die Taube, in deren Gestalt ihr Bruder Benedikt ihre Seele in den Himmel eingehen sah.⁸

Auf den Wolken zu ihren Füßen lesen wir die Worte: *Ascetica et Scholastica simul emicant.*

II. Äbte.

Unter diesem Stichworte fassen wir die Gruppen zusammen, welche a) den Neubegründer von St. Blasien, die ältesten Äbte und verdienten Mönche des Klosters, b) die postulierten Äbte, c) Äbtissinnen des von St. Blasien aus gegründeten Frauenklosters Berau, sowie Wohlthäter und Wohlthäterinnen darstellen.

a) Unterhalb der Gottesmutter erblicken wir zunächst das Kreuz der Königin Adelheid, die berühmte *crux gemmata* von St. Blasien in der Gestalt, welche ihr Abt Guntherus (1141—1170) gegeben hat, und in welcher sie noch heute im Stift St. Paul in Kärnten aufbewahrt wird.⁹ Sie wird emporgehalten von den zwei Äbten, welche von besonderer Wichtigkeit für sie gewesen sind. Der rechts befindliche, im Pluviale, wird durch eine Inschrift auf dem Abtstab: Gisolbert(us) III Abb(as) 10. Oct(obris)¹⁰ als

Abt Gisolbert 1068—1086 bezeichnet, welcher die Partikel von Adelheid, der Gemahlin des Ungarnkönigs Ladislaus erhalten hatte. — Liber const. II, 19.

Der linke, in der schwarzen Ordenstracht mit Pelzpelerine, wird durch die hinter ihm befindliche Inschrift: Guntherus VII Abb(as) 21. Jan(uarii)¹¹ als

Abt Günther von Andlau 1141—1170 bezeichnet, welcher die Authenticität der Partikel durch das *iudicium aquae frigidae* beweisen liess¹² und dem Kreuz seine jetzige Fassung gab.

Diese Gruppe wird im Dreieck umschlossen, oben von Sonne und Mond, unten von dem heiligen Geiste in der Gestalt einer Taube.

Wir haben eingangs, S. 3, bemerkt, dass auf unserem Blatte unter den Titularheiligen die heilige Dreifaltigkeit fehle. Vielleicht ist sie hier zu erkennen. Wir haben den Sohn im Schosse der Mutter und den heiligen Geist in der Gestalt der Taube;

⁷ *Acta Sanctorum, Martii tomus III. S. 287.* [21. März: Vita S. Benedictini auctore S. Gregorio Magno Cap. VI.] „Vidit Germani Capuani Episcopi animam in sphaera ignea ab angelis in caelum ferri“; ferner „Vidit ejusdem sororis suae animam de eius corpore egressam in columbae specie caeli secreta penetrare.“ Die Taube ist in unserer Darstellung bei der heiligen Scholastica aufgenommen.

⁸ Cfr. Anm. 7.

⁹ Abgebildet bei Kraus, der Kirchenschatz von St. Blasien, Tafel X, beschrieben bei Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden III, S. 101 f. — Vergl. dazu Falke, Geschichte des Kunstgewerbes S. 38. [Berlin bei Grote.]

¹⁰ Gisolbert wird als dritter Abt gerechnet. Sein Todestag sexto Idus Octobris (1086) steht auch im liber constr. II, 32 und im Rotulus bei Mone III, S. 598.

¹¹ Guntherus wird als siebenter Abt gerechnet. Sein Todestag wie hier: XII Kalendas Februarii (1170) im Rotulus bei Mone III S. 600 und im Urbar des Johannes v. Ochsenhausen bei Mone Bd. IV, S. 136.

¹² Sie war wegen ihrer Grösse angerweiffelt worden, cum scilicet nusquam locorum tantam eiusdem ligni quantitatem quosquam se vidisse meminerit. (Lib. constr. II, 19). Sub iudicio aquae frigidae (Guntherus) comprobavit, quod ipsum esset lignum, in quo verissime pependit orbis vita et pretium. (Lib. const. II, 20.)

vielleicht stehen Sonne und Mond, welche hier mit den Worten des Herrn in Gen. I, 14: (et sint) „In Signa“ „Et tempora“ (et dies et annus) bezeichnet sind, für den Vater? Vielleicht spricht dafür auch die Anordnung in Gestalt eines von Centrum zu Centrum der drei in Betracht kommenden Figuren gemessenen, gleichseitigen Dreiecks, dessen Spitze freilich nach unten gerichtet ist? Ich selbst glaube kaum an die Berechtigung dieser Auffassung, wollte aber die Elemente, die zu ihrer Begründung etwa vorhanden sein mögen, nicht mit Stillschweigen übergehen.

Zu den Füßen Gisilberts, etwas nach rechts, erblicken wir ein Engelskind mit einem aufgeschlagenen Buche, aussen bezeichnet als Con | Stit(utio) | Mo | nast(eri). Dies bezieht sich auf den im Liber constr. II, 11¹⁸ mitgeteilten Umstand, dass Gisilbert aus Frudella bei Jovea die Klosterregel hat kommen lassen.

Rechts von dem Kreuze und unter demselben — links vom Beschauer — erblicken wir in einer grossen, nach malerischen Gesichtspunkten angelegten Gruppe 14 Äbte und Mönche des Klosters aus dessen ältester Zeit, zu welchen die bereits genannten Äbte Gisilbert und Gunther als fünfzehnter und sechzehnter hinzuzuzählen sind. Wir folgen in der Beschreibung nicht der künstlerischen Anordnung, sondern betrachten die einzelnen Figuren in chronologischer Folge und beginnen mit Reginbert, aus dessen Schenkung St. Blasien erwuchs.

1. Reginbertus, Mönch und Neubegründer von St. Blasien, am Ende des 10. Jahrhunderts, ist sitzend dargestellt, weissbärtig, in Rüstung und über derselben das Benediktinerkleid. Auf seinem rechten Knie ruht abgehauen die rechte Hand, einen Palmzweig umfassend. Dies bezieht sich auf den Verlust der rechten Hand im Kriegsdienst, worüber der liber constr. II, 1 berichtet: cum hostes quodam tempore Romanum regnum devastarent, ab eo (imperatore) vocatus . . . ad pugnam egressus . . . in ipso conflictu manum amisit. Etwas tiefer auf der Beinschiene liest man: Pro | Cesare et | Imperio.

Unter dem linken Arm hält er eine versiegelte Pergamentrolle; es ist der Bestätigungsbrief der von ihm gemachten Stiftungen durch seinen Jugendfreund, den Kaiser Otto den Grossen. Der liber constr. II, 3 berichtet, dass Reginbert noch bei seinen Lebzeiten diese Bestätigung erlangt habe. Da wir nicht die Geschichte von St. Blasien untersuchen, sondern das Blatt beschreiben, können wir es dabei bewenden lassen, obgleich thatsächlich eine Bestätigungsurkunde erst vom Jahre 983 durch Otto II. vorliegt, in welcher Reginberts als eines Verstorbenen gedacht wird, diese zudem noch als eine Fälschung nachgewiesen ist.¹⁴ Das linke Knie Reginberts trägt eine runde Tafel mit einem Klostermodell. Dem Rande der Tafel folgen die Worte: Reginber(tus) Mon(achus) et fund(ator) Abbatiae S(ancti) Blasii. 29. Dec(embris).¹⁵ Wir haben also jenen Reginbert v. Seldenbüren vor uns, welcher mit seiner Habe das Kloster St. Blasien neu gegründet hat.

Das Modell der Klosteranlage ist auf unserem Detailblatt Tafel XI unter No. 1 in etwa halber Grösse der Vorlage wiedergegeben. Vermutlich soll hier mit der Naivität, deren sich frühere Jahrhunderte in solchen Sachen erfreuten, die Anlage

¹⁸ Cfr. Rotulus bei Mone III, 598/9.

¹⁹ Kraus, Kunstdenkmäler Baden III, S. 71.

¹⁴ Dasselbe Datum finden wir im Rotulus bei Mone III, S. 598, in den nekrologischen Annalen von St. Blasien bei Mone III, S. 619 und genau im Wortlaut mit unserer Tafel übereinstimmend bei Joh. Bapt. Eiselin, Nigra Sylva San-Blasiana: 3. Reginbertus, monachus et fundator abbatiae S. Blasii. [Mone I, Hilfsmittel S. 77.]

Reginberts dargestellt sein. Wenn wir zwar nicht hoffen dürfen, eine Abbildung von hohem, archäologischem Wert anzutreffen, so haben wir doch wenigstens eine „alte“ Ansicht des Klosters vor uns, welche uns im ungünstigsten Falle mit den Vorstellungen des 17. Jahrhunderts über die älteste Anlage bekannt macht. Wir unterbreiten sie wie die anderen topographischen Abbildungen der weiteren Forschung und bemerken ausdrücklich, dass wir die Studien nach dieser Seite hin nicht verfolgt haben. Wir geben nur einige Notizen zur allgemeinen Orientierung.

Wir erkennen auf beiden Seiten der Steinach eine geschlossene Klosteranlage mit einer nach Süden orientierten Kirche ohne Querschiff, aber mit einem Turm unmittelbar daneben, an der nordöstlichen Ecke. An diesen Bau schliesst sich nach Osten das Kloster an. Auf der linken Seite der Steinach liegt eine kleinere Kirche mit einem Turm an der südlichen Langseite, ferner verschiedene Baulichkeiten und mehrere charakteristische Mauerzüge. So mag sich dem Unbefangenen die Deutung der etwas unklaren Zeichnung ergeben. Vergleicht man sie aber mit der Ansicht von 1562, welche Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden III, Tafel 11 abgebildet hat, sowie mit einer vom Jahre 1681 im Kloster St. Paul in Kärnten, welche in einer Kopie (oder in einer Umarbeitung?) sich in der Weiss'schen Sammlung II, S. 7 c des Grossherzoglichen General-Landesarchivs Karlsruhe befindet, so erkennt man, dass der Zeichner sich damit begnügt hat, den ihm bekannten Zustand durch Weglassungen und absichtliche Undeutlichkeiten in einen früheren primitiven umzuwandeln.

2. Beringerus, der erste Abt († 1045?) in Priestertracht. Seine Rechte ruht auf zwei Broten, welche durch den liber constr. I, 25 erklärt werden: Tunc igitur secundum praedictam sponsonem patris Beringeri hijsdem panibus fratres illo die habundanter sunt cibati. In der Linken hält er das Modell einer dreischiffigen Basilika, bezeichnet als vetus monasterium. Sie zeigt den Normaltypus ohne Chor und Querschiff mit einem Turm auf der nördlichen Langseite. Die Bezeichnung: monasterium stimmt mit liber constr. II, 7 überein: Venerabilis pater dominus Beringerus transtulit conventum a priore habitatione sive claustro ad novum aedificium Postquam ergo aedificatum et consecratum est monasterium, ut supra scriptum est, supervixit novem annis. Demnach würde die Gründung in das Jahr 1036 fallen.

An seiner Schulter lehnt der Abtstab mit der Inschrift: Beringerus I Abbas 29. Martij. Dieses Datum stimmt mit der Angabe des Liber constr. II, 7: Ab angelis susceptus et ante thronum Christi collocatus est . . . anno domini millesimo quadragesimo quinto, quarto calendas Aprilis, sowie mit Eiselin bei Mone I, Hilfsmittel S. 78. Dagegen giebt dieser eine andere Zahl als der liber constr. für das Todesjahr Beringers an, nämlich 974.

3. Wernherus, der zweite Abt, 1045—1068 in Benediktinertracht. In seinen Händen hält er Buch und Feder, hinter seinem Haupte stehen die Worte: Wernherus II Abt(as) 28. Sept. Das Datum stimmt mit den Quellen überein.

4. Giselbert, der dritte Abt, 1068—1086, ist bereits bei der Betrachtung des Kreuzes erwähnt.

5. Utto, der vierte Abt, 1086—1108, bärtig, in Benediktinertracht. In seinen Händen erblicken wir (vergl. Detailblatt Taf. XI, No. 4) das Modell einer (drei-?)schiffigen Kirche mit einem Querhaus, hinter welchem sich die Schiffe fortsetzen, einem Dachreiter und einem grossen Westturm. Auf dem Dache liest man die Inschrift: Materia(m) Forma(m)-

q(ue) | dedit Deus, unijt Utto. Diese Worte beziehen sich auf die im Liber constr. II, 33 berichtete, merkwürdige Erscheinung eines silbernen Fadens, durch welchen die Kreuzesform der Anlage vorgezeichnet wurde: Sequensque filii protensionem palis infixis terrae, significavit locum, qui in modum crucis se protendit, sicut hodierna die apparet in structura moderni monasterii sive claustrii.

Das Modell zeigt auch in der That die ausgesprochene Kreuzform und stellt das sogen. neue Münster vor¹⁶, welches unter Utto auf der rechten Seite der Steinach erbaut und nach dem Liber constr. II, 33 im Jahre 1108, nach Ladewig, Regesten der Bischöfe von Konstanz No. 603, im Jahre 1104 geweiht worden ist. Nach dem Brande im Bauernkriege wurde es unter Gallus wiederhergestellt¹⁷ und 1768 unter Gerbert abermals durch Brand zerstört.

So wie das Münster in den Händen Uttos aussieht, repräsentiert es einen Zustand wie er nach dem Jahr 1562 (Ansicht bei Kraus, Kunstdenkmäler Baden III, Tafel XI) und vor 1681 (Ansicht auf unserem Blatte) bestanden haben muss, wenn es auch in der Absicht des Zeichners gelegen haben wird, die Kirche so darzustellen, wie sie unter Utto, oder wenigstens vor den Veränderungen vom Jahre 1526 ausgesehen hat.

Auf dem Abtstabe, welcher im rechten Arme Uttos lehnt, stehen die Worte: Utto IV. Abbas 24. Septembris. Dieses Datum steht nicht in Einklang mit dem Liber constr. II, 52, wo es heisst: Cum . . . Utto . . . hunc locum viginti duobus annis, exceptis duobus ebdomadis [gubernasset] . . . introivit in gaudium domini sui. Sein Vorgänger starb am 10. Oktober 1086; zählt man dazu die 22 Jahre seiner Regierung, so erhält man den 10. Oktober 1108. Da aber nach dem Liber constr. an den 22 Jahren noch 2 Wochen fehlen, so ergibt sich als der Todestag Uttos der 26. September 1108, nicht der 24. September. Noch weniger stimmt das Datum mit dem Rotulus, Blatt 2, bei Mone III, S. 599: Anno domini M^oCVIII Kalendis | Octobris obiit dominus Uto, abbas quartus loci istis . . . novum monasterium incepit. Nimmt man aber eine Auslassung dahin an, dass die VIII zweimal und statt Kalendis: Kalendas hätte geschrieben werden sollen, so erhielten wir VIII Kal. Octobr., d. h. den 24. September, das Datum unserer Tafel, das auch Eiselin hat.

Zu Uttos Füßen befindet sich ein Putto mit einem Klostermodell auf dem Schoosse (vergl. Detailblatt Tafel XI, No. 4), oberhalb dessen wir das Wort: Ochsenhaus(en) lesen, während die Inschrift an der Umfassungsmauer lautet: P(ia) Filia Matris.

Über die Gründung des Klosters Ochsenhausen und seine interessanten Schicksale vergl. Vanotti, Beiträge zur Geschichte der Orden in der Diocese Rottenburg, Abtheilung C., Klöster im Freiburger Diöcesanarchiv 1886, S. 278 ff.

Das Verhältnis zu St. Blasien zur Zeit der ersten Anlage wird dort S. 280 folgendermassen geschildert: „Der päpstliche Legat übernahm und bestätigte . . . diese Stiftung (des Ritters Hatto und seiner Söhne), welche dem Benediktinerorden und insbesondere dem Kloster St. Blasien . . . übergeben wurde. Diese klösterliche Stiftung sollte unter einem Propste, welcher die Verwaltung derselben, sowie unter

¹⁶ Gerbert, historia Nigrae Sylvae I, S. 501: Distinctum erat a veteri monasterio, prout nostra adhuc aetate superstites ambae illae ecclesiae adpellabantur.

¹⁷ Stiftungsbuch von St. Blasien, vom Abte Caspar I, bei Mone, Quellensammlung der badischen Landesgeschichte, Bd. II, S. 67: „Gleich im Anfang seiner (des Gallus) Regierung (11532), als das Closter nach dem Brand noch ungepauwen was . . . da fieng er an und rumpft das neuw Munster und liess das durch uss widerumb uff das best ussen und innen bestechen und dilchen“.

einem Prior, welcher die klösterliche Zucht, den Chor und Gottesdienst zu beaufsichtigen hatte, — beide aber von dem jeweiligen Abt zu St. Blasien aufgestellt wurden — stehen. Abt Utto . . . kam selbst nach Ochsenhausen und übernahm . . . die Stiftung und schickte gleich einige seiner Mönche, . . . welche den Bau eines Klösterleins mit einer Kirche begannen . . . bald vollendeten und bezogen. . . . Das ganze Kloster nahm nur den Raum des späteren Kreuzgärtleins ein. Für die Brüder waren nur zwei Gelasse vorhanden; eines für die gesunden während des Tages (Refectorium) und eines für die kranken (Infirmarium).“

Die uns vorliegende Abbildung entspricht den hier geschilderten, bescheidenen Verhältnissen, welche bis 1489 bestanden haben sollen, nicht. Sie zeigt ausgedehnte, langgestreckte Baulichkeiten, sowie einen schlanken und einen untersetzten Turm. Ob hierin die gotische Kirche von 1489—1495 und das Conventgebäude von 1615 bis 1618 zu erkennen sind, vermag ich nicht zu entscheiden.

Die Worte: *Pia filia Matris* können sich nur auf die ersten Jahrhunderte Ochsenhausens beziehen, später erwies es sich als eine ungeratene Tochter. Seit dem Schisma von 1378 begann nämlich Ochsenhausen sich von St. Blasien zu trennen, ernannte selbst seinen Probst (der letzte von St. Blasien deputierte war der weiter unten erwähnte Henricus 1388), wurde am 26. April 1392 zu einer selbständigen Abtei erhoben und erlangte 1404 den formellen Verzicht von St. Blasien auf seine Ansprüche.

6. Rustenus, der fünfte Abt, 1108—1125, stehend, in schwarzem Ordensgewande. Auf dem Abtstabe ist zu lesen: *Rustelius* (so für *Rustenus*) *V Abbas. 20. Septembris.* Der Todestag stimmt mit dem ältesten Nekrolog von St. Blasien, mit Eiselin und dem Rotulus bei Mone III S. 599 überein, während der *liber constr. II, 64* berichtet, dass er *tertio decimo Kalendas Octobris migravit in claritatem lucis aeternae*, also am 19. September gestorben sei. In den Händen hält er das Modell einer Klosteranlage (Vergl. Detailblatt Taf. XI, No. 5) mit der Bezeichnung: *Monast(erium) Beraw*, sowie ein Blatt mit den Worten: *Imp(erator) Advoc(atiam) transfert 1125.*

Den Bau des Benediktinerklosters Berau schreibt ihm der *liber constr. II, 63* mit folgenden Worten zu: *Hic etiam pius pater Rustenus construxit monasterium sine coenobium Beraw.*

Näheres finden wir im Stiftungsbuche des Abtes Caspar I bei Mone, *Quellen-sammlung der badischen Landesgeschichte II S. 69*, wo berichtet wird, dass Abt Rusten, regiert seit 1108, „ain Closter angehept zu pauwen uff dem Berg zu Be*rouw an disem Orth, wie es noch stadt und ist angehept worden söllicher paww mit grossen costen, mhue und arbeit, und ist da khein arbeit daran gespart worden. Das Münster das ist schön und hubsch gepauwen mit gehauwnen quadrierten Stainen, wie man die noch sicht [Abt Caspar I regiert von 1541—1571], mit zweyen Abseiten, mit zweyen starken thurnen hinden an dem Münster, und das alles gewaltig und kostlich gemacht, und ist die lenge des Münsters 50 schuch kürtzer, dan das hiesig [St. Blasianer] Münster.“¹⁸

Unsere Abbildung, welche jedenfalls die Absicht hat, den ersten Zustand des Klosters darzustellen, bleibt erheblich hinter der hier geschilderten romanischen Anlage zurück und zeigt hinter einer Umfassungsmauer eine Kirche mit West(?)-Turm

¹⁸ Die Notizen über die Pancratiuskirche habe ich nicht berücksichtigt, weil sie sich anscheinend auf einen andern Bau beziehen.

(und halbrunder Apsis?), sowie einen sich an dieselbe anschliessenden Kreuzgang. Wenn man die traurigen Schicksale berücksichtigt, welche nach der Darstellung von Kürzel: Der Amtsbezirk Bondorf S. 133 f., das Kloster heimgesucht haben, so erscheint es fast unglaublich, dass die Anlage, wie sie Abt Caspar I vor sich sah, seinen Angaben entsprechend aus der Gründungszeit stammen könne. Deshalb möchte ich unsere Abbildung — wenn sie sich nicht als eine Phantasiedarstellung erweist — zur Beurteilung eines früheren Zustandes für wichtiger halten als die Schilderung Caspars, welche nur für seine Zeit zutreffend zu sein scheint. Die Kirche, welche Caspar erwähnt, scheint erst 1715 nach verschiedenen Feuersbrünsten neu erstanden und 1839 abermals vollends abgebrannt zu sein. Wir erkennen sie vielleicht auf einem Aquarell aus dem Beginne dieses Jahrhunderts, welches sich in meinem Besitze befindet.¹⁹ Wir sehen da langgestreckte Baulichkeiten und einen alten (?) viereckigen Turm (vielleicht denselben, den unsere Abbildung zeigt) mit einem Aufsätze, wie ihn das 17.—18. Jahrhundert anzubringen pflegte. Unweit davon eine Kirche ohne Querschiff mit einem Turm auf dem Dache über dem letzten Drittel des Langhauses. Nach Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden III, S. 4 f, ist von einer alten Kirche in Berau nichts erhalten. Es finden sich nur noch Reste der alten Propstei.

Hiermit sind die Einzeldarstellungen der Äbte erledigt. Die übrigen werden auf einer ovalen Tafel in der rechten Unterecke des Blattes in folgender Weise summarisch aufgezählt: Berchtoldus | VI Abb(as) | Wernherus II | VIII Abb(as) et alij XXXI canonic electi subsequi | D(omini) Abbates | Mon(asterii) S(ancti) Blasij.

Der erstgenannte Berchtoldus ist der sechste Abt von St. Blasien, 1125—1141, gestorben am 2. August. Über ihn berichtet der Rotulus bei Mone III, S. 599: Anno domini M^o. C^o. XLI^o, III Nonas Augusti obiit dominus Berhtoldus abbas. Über den achten Abt Wernherus 1170—1178, gestorben 27. Mai, berichtet der Rotulus bei Mone III, S. 600: Anno domini M^o. C^o. LXXXVIII, VI Kalendas Junii obiit dominus Wernherus abbas huius loci.

Zwischen Berthold dem sechsten, und Werner II, dem achten Abt, ist der siebente Abt

7. Guntherus mit Absicht hier übergangen, da er mit Gisilbert bereits bei dem Kreuze dargestellt ist.

Durch die summarische Anführung von 31 auf Werner II folgenden Äbten erhalten wir im ganzen die Zahl von 39 Äbten, deren letzter Otto II Kübler war. Unter normalen Verhältnissen müsste man nun annehmen, dass unter ihm, als dem zuletzt erwähnten, das Blatt entstanden sei. Wir kommen auf diesen Punkt noch ausführlich zurück und werden dort sehen, dass es erst den beiden auf ihn folgenden Äbten seine Entstehung verdankt.

Es folgen nun einzelne verdiente Mönche. Es sind dies

8. Marquardus, der äusserste links. In der unteren Reihe der Gruppe, sitzt er im Diakonenkleide auf einer geballten Wolke. Das Gesicht ist über die Schulter dem

¹⁹ „Witzenauer-Mühle mit Umgebungen und der Aussicht gegen das Kloster Berau.“ Blick in ein Wiesenthal mit wenigen Baulichkeiten, von der Schwarzach durchflossen. Im Vordergrund links befindet sich eine Felsenkoulisse, rechts ein Bauernknabe und -Mädchen. Im Hintergrunde, höher gelegen, erblicken wir die Klosteranlage. Aquarell auf Papier ohne Wasserzeichen und ohne Wasserlinien. Bildgrösse 29/47,3. Papiergrösse 35,8/52,4. Entstehungszeit: um 1820.

Beschauer zugewendet, seine Rechte hält eine Schreibfeder und ruht auf einem auf die Kniee gestemmten, aufgeschlagenen Folianten.

An der Wolke lesen wir die Worte: Marquardus Diac(onus) Mon(achus) | 31. Dec(embris). Dieses Datum beruht aber auf einem Lesefehler, das im liber constr. II, 27. steht: pridie Kalendas Julii [nicht: Januarii] migravit ad coelestia, und zu demselben 30. Juni Eiselin verzeichnet: Marquardus de Esslingen diacon(us).

9. Hermannus. Weiter nach oben, etwas abgesondert, wird das Gürtelbild eines Benediktinermönches sichtbar. Die zum Gebet zusammengelegten Hände sind nach rechts etwas erhoben, der Kopf ist nach links gesenkt. An der Schulter lesen wir die Worte: Hermann(us) Mon(achus) | 26 Feb(ruarii). Der liber constr. III, 6 erklärt die fromme Haltung folgendermassen: inter exteriores fratres diu religiose vixit. Hic postquam factus est monachus, magnae fuit humanitatis, oboedientiae, patientiae, mansuetudinis et charitatis, giebt seinen Todestag aber nicht an. Eiselin hat zum 26. Februar: B(eatus) Hermannus de Achbuoch monachus.

10. Henricus. Abwärts nach rechts erblicken wir einen anderen Benediktinermönch, der in seinen Händen ein Schiff mit geschwelltem Segel emporhält. Bei ihm stehen die Worte: Henricus Mon(achus) 24. Aprilis. Zur Erklärung des Schiffes lesen wir im liber constr. III, 47: Quidam dives mercator Basileae civitatis, nomine Heinricus, solebat merces huius provinciae in transmarinas partes venditioni exponendo transferre. Es heisst dann weiter, dass ihn einst der H. Blasius aus einem Schiffbruch rettete, er deshalb Mönch wurde und als solcher gottselig starb. Sein Todestag ist nicht angegeben, es hat aber Eiselin zum 24. April: Ven(erabilis) Henricus de Basilea, monachus S(ancti) Blasii.

11. Truto. Er nimmt den Platz rechts neben Henricus ein; die Inschrift bei ihm lautet: Truto Presb(yster) | Mon(achus) 27. Febr(uarii). Angethan mit blauer Casel, breitet er seine Hände nach oben aus, als vernehme sein Ohr, wie der liber constr. II, 39 berichtet, wieder aus der Höhe die lieblichen Stimmen der beiden Jungfrauen, deren Gesang ihm als Todestag den von ihm erlehten Sabbath verkündete. Sein Todestag fiel aber nicht auf den 27., wie hier steht, sondern auf den 17. Februar, wie der liber constr. II, 39 und Eiselin berichten.

12. Hayligosus. Rechts neben Truto ist er mit dem Chorhemd und roter Stola bekleidet; die Hände sind gefaltet. Die Inschrift bei ihm lautet: Hayligos(us) Presb(yster) | 11. April(is). Zu seinen Häupten sehen wir die oben besprochene Taube des heiligen Geistes. Diesen hatte er nach dem liber constr. III, 37 einst verzückt in der später durch päpstliche Bulle verpönten Gestalt eines pulcherrimi invenis geschaut. Sein Todestag wird im liber constr. nicht genannt, wohl aber bringt Eiselin zum 11. April die Notiz: Ven(erabilis) Hailigosus presb(yster) mon(achus).

13. Udalricus. Über den beiden letztgenannten Männern gewahren wir die Gestalt eines weissbärtigen Einsiedlers mit einem Rosenkranz. Die Worte der bei ihm befindlichen Inschrift lauten: Udalricus, 28. Jan(uarii). Dem liber constr. II, 14 zufolge war er ein ehemaliger Ritter Ulrich v. Usenberg, der nahe daran, im Rhein zu ertrinken, gelobt hatte, bei erfolgter Rettung sich dem klösterlichen Leben zu weihen. Er ging in das Kloster St. Blasien und se ipso rogante in parvo hospitio est reclusus. Nach derselben Quelle II, 15 starb er quinto calendas Februarii, und auch Eiselin setzt: B(eatus) Udalricus de Uesenberg zum 28. Januar.

Über dem Einsiedler erblicken wir eine Gruppe von drei Männern. Der äusserste links ist der durch die Inschrift: Udalricus | Mon(achus) 27. Jan(uarii) als

14. Udalricus bezeichnete Mönch. Mit der Alba bekleidet, ist er, dem Beschauer zugewendet, mehr in den Vordergrund gerückt. Die oben wiedergegebene Inschrift trägt er auf dem flatternden, rechten Ärmel. Er steht da mit weit ausgebreiteten Armen, die Rechte zeigt nach oben, wo der heilige Blasius über ihm schwebt. Es ist Ulrich v. Walaschwiler, dem, wie wir im *liber constr.* II, 38 lesen, auf dem Totenbette der Stab des heiligen Blasius nicht aus den Gedanken kam: *per totam noctem istam stetit ibi, et consistit adhuc baculus sancti Blasii, cum quo et ego ire debeo.* Er starb *sexto Kalendas Februarii, also am 27. Januar*; ebenso berichtet auch Eiselin.

Der zweite in der obengenannten Gruppe ist der Benediktinermönch

15. Eberhardus. Sein Blick ist auf die Jungfrau Maria gerichtet, während er die linke Hand wie zum Schwur an die Brust drückt und die rechte emporhebt. Zu seinen Häupten stehen die Worte: Eberhardus 30. Junij.

Eiselin verlegt seinen Tod auf dasselbe Datum; im *liber constr.* ist der Todestag dagegen nicht genannt, auch kann das, was von ihm dort (II, 28; 35; 36) erzählt wird, nur in ganz allgemeiner Weise herangezogen werden, um seine Haltung auf unserem Bilde zu motivieren.

Die dritte Figur der Gruppe ist

16. Bernherus. Er steht etwas vor Eberhard als äusserster nach rechts, mit dem Chorhemd und gelber Stola bekleidet. Sein Blick ist erhoben; in den gleichfalls etwas erhobenen Händen hält er einen Totenkopf. Die Inschrift bei ihm lautet: Bernherus | 14. Junij. Der *liber constr.* berichtet von ihm III, 9: *Et quamvis exterioribus curis frequenter esset occupatus, divinis tamen officiis tam in celebratione altaris quam etiam in assiduitate in choro psallendi cum caeteris fuit intentus.* Geben diese Worte eine Erklärung der Kleidung des Bernherus, so lassen sie eine solche für den Totenkopf vermissen; ich vermag denselben nicht zu erklären. Den Todestag verzeichnet der *liber constr.* nicht, wohl aber finden wir bei Eiselin zum 14. Juni die Worte: *Ven(erabilis) Bernherus de Basilea monachus.*

Während die Äbte und Mönche die linke Seite der zweiten (horizontal) Gruppe einnehmen, sind auf der rechten Seite die postulierten Äbte und weiter unten Benediktinerinnen von Berau, sowie Benefactores dargestellt.

Wir betrachten zunächst:

b) Die postulierten Äbte.

Es sind

1. Wernerus postul(atus) Abbas Wibligen(sis) 2. Maji, Benediktinermönch mit Buch und Abtstab, auf welchem sich obige Inschrift befindet. Näheres über ihn in *Wibligense templum honoris*, Augsburg 1702, wo sein Porträt (sic) gegeben und sein Todestag auf den 2. April 1126 gesetzt ist.

2. Frowinus, Benediktinermönch mit Abtstab, um welchen sich ein Spruchband mit folgender Inschrift windet: *Frowinus postul(atus) Abb(as) Montis Angelorum. 27. Martij.* Aus dem *Album Engelbergense*, Luzern 1882, S. 23 u. 58, erfahren wir, dass Frowinus (1143?—1178) zweiter Abt des Klosters Engelberg in der Schweiz war. Den Engel neben ihm vermag ich nicht zu deuten, es sei denn, er bezöge sich auf den Namen des Klosters.

3. Hartemannus, bärtig im schwarzen Ordensgewande. In seinem linken Arme ruhen vier Abtstäbe mit folgenden Inschriften: a. Hartemannus postul(atus) Abb(as) Gottwicensis. b. Campidonensis. c. S(ancti) Udalrici Aug(ustae) Vind(elicorum). d. S(ancti) Lamberti in Styria.

Die Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg, Bd. II, (XI. Zur älteren Geschichte des Stüftes Kempten) berichtet von ihm S. 246: „In unbekanntem Jahre folgte auf Manegold (sc. in Kempten) Abt Hartmann von Göttweih, der ebenfalls aus dem Kloster St. Blasien stammte und ebenfalls von Heinrich V. der Königlichen Abtei Kempten vorgesetzt wurde. Er war auch Abt zu St. Lambert in Kärnten und vorübergehend zu St. Ulrich in Augsburg. Abt Hartmann starb am 3. Juli 1114.“ Dass Abt Hartmann auch dem Kloster Gottweig angehört hat und zwar als erster Abt, ersehen wir aus einem Excerpt aus einem *vetus chronicon Garstense* in den *Scriptores rerum Austriacarum* S. 144: *MCXIV* *Domnus Hartmanus primus Chotwengensis Abbas obiit.* cfr. ebendasselbst S. 281.

4. Berchtoldus. Der Abtstab, mit der Inschrift: Berchtoldus postul(atus) Abb(as) Garstense, ruht in seinem linken Arm. Mit der rechten Hand deutet er auf ein aufgeschlagenes Buch, auf welchem zwei Fische liegen. Wie wir aus der *Vita Bertholdi I* in den *Scriptores Rerum Austriacarum*, II, S. 90 erfahren, wurde er aus St. Blasien als Abt nach Garsten berufen, nachdem er schon dem Kloster Gottweig vorgestanden hatte. Wir lesen dort: *His ita gestis, Gottwicensis Domnum Bertholdum de Sancto Blasio, ubi tunc Armarii pariter et Claustralis Prioris fungebatur officio, Priorem sibi in locum Domini Wirnt acquisierunt . . . Sed cum isdem Wirnt ad Formbacense Monasterium esset in patrem assumptus, tunc Domnus Bertholdus a Garstensibus, et ispo Marchione, Abbas electus est, optimo quidem omine* Die *Vita Bertholdi* giebt uns auch eine Erklärung der auf dem Buche befindlichen Fische. Es heisst Cap. IV: *Apud Pechlaren sedens ad mensam, de una scutella multis convivantibus pisces divisit et tamen divisione facta, in nullo minui plenitudo illa visa est.*

5. Luitfridus, Benediktinermönch mit dem Abtstab, der an die rechte Schulter lehnt. Er erhebt die gefalteten Hände. Bei ihm stehen die Worte: Luitfridus post(ulatus) Abb(as) Murensis 31. Dec(embris). Wir lesen über ihn in den „Quellen zur Schweizer Geschichte“, Bd. III, 1881 [das Kloster Muri im Kanton Argau] S. 35: „Cuius (Ruperti) obsensu venit huc tunc Lütfridus a cella sancti Blasii. Hic fuit secundus abbas istius loci Der liber constr. II, 48, berichtet über ihn: abbas Murensis effectus, in dei opere fuit studiose pridie calendas Januarii [31. Dec.] de hac vita migravit.“

6. Theodoricus im Benediktinergewand, den Abtstab in der rechten Hand haltend. Die Inschrift lautet: Theodoricus post(ulatus) Abb(as) Donawerd(ensis) 8. Maij. Diesen nennt Eiselin (bei Mone I, S. 78. Hilfsmittel) zum 8. Maij. Vergl. Gerbert I, 412.

8. Henricus, der Äusserste hinten, im weissen Chorhemd, hält in den erhobenen Händen ein Buch, auf welchem die Worte zu lesen sind: Hen|ricus | Prior | Och|sen|hus(ii) 4. | Nov(embris). Wahrscheinlich ist hiermit auf Heinrich von Hodorf (— 1388) hingewiesen, den letzten von St. Blasien nach Ochsenhausen entsendeten Prior. (Vergl. Vanotti im Freiburger Diöcesan-Archiv, 1886, S. 289).

Wie an die Gruppe der Äbte schliesst sich auch an die der postulierten Äbte ergänzend eine der ovalen Inschrifttafeln an, welche im untern Teil des Bildes rechts angebracht sind. Die hierher gehörige Tafel hat folgenden Text:

Conradus | postu(atus) Abb(as) On(ianum) S(anctorum) Schaffhusij | et | alii praeterea
XXVIII | aliò postu(ati) | D(omini) Abbates.

c) Äbtissinnen und Benefactores.

Unterhalb der eben aufgezählten postulierten Äbte befindet sich eine Gruppe von acht Figuren. Am meisten links befindlich erblicken wir zwei Benediktinerinnen, durch die Inschriften als: Liutgarda com(itissa) Wirttemb(ergensis) vid(ua) mon(ialis) in Beraw. 21. Octobris und als: Agnes reclusa in Beraw. 28. Junij bezeichnet.

Die übrigen sechs Figuren sind mit den römischen Zahlen I—VI bezeichnet. Denselben entsprechen auf einer dritten der unten angebrachten ovalen Tafeln die folgenden, unter der Überschrift: Primi | Benefactores: S(ancti etc.) | genannten Personen:

I. Urbanus II Papa | Ord(inis) S(ancti) Ben(edicti) 29. Julij | als Kardinal,

II. Conradus Ep(iscopus) Constan(tiensis) | Ord(inis) S(ancti) Ben(edicti) 26 nov(embris) in Bischofstracht.

Hinter ihnen erblicken wir vier Kaiserinnen im Gewande der Benediktinerinnen, mit Kronen auf dem Haupte:

III. Mathildis Imp(eratrix) Mater | Ottonis M(agni) 4. Mart(ii) |

IV. Adelheidis Imp(eratrix) Conjux Ottonis M. 16. Dec(embris) |

V. Agnes Imp(eratrix) Conjux | Henrici III. 23. Dec(embris) |

VI. Praxedis Imp(eratrix) Conjux Henrici IV. 6. Aug(usti) |

III. Das Hauptwappen.

Im unteren Teil des Bildes dominieren zwei weibliche Genien mit Lorbeerkränzen im Haar, von denen die eine, zur rechten Hand, eine brennende Fackel trägt mit der Inschrift: Meis virtutibus praeluxi. Die andere, zur Linken, stösst in eine Posaune, auf welcher die Worte stehen: Terram sonus exit in onnem. Das anhängende Wappentuch zeigt eine rote Lilie und einen darüber schwebenden Finken, weiter oben ein flammendes Herz und die Sonne am blauen Firmament; die Devise unten lautet: Huc adspiro. Beide Genien halten gemeinschaftlich eine achteckige Tafel, in welcher sich dasselbe Wappen befindet: in Gold eine rote Lilie auf grünem Dreieck, auf derselben ein Fink. Kleinod: Mitra, Inful und Krummstab. Den Rand der Tafel umläuft die Inschrift: R(EVERENDISSI)MUS ET AMPL(ISSIMUS) D(OMI)N(U)S D(OMINUS) AUGUSTINUS ABB(AS) XLI MON(ASTERII) S(ANCTI) BLASII ÆTATIS ANNO LXVIII ABBATIAE VICESIME QUARTO. Es handelt sich demnach, um den Abt Augustinus Fink 1695—1720, dessen Geburtsjahr 1651, wir durch die Angabe seiner Regierungszeit und seines Alters erfahren.

Unter ihm ist die Übermalung des uns vorliegenden Blattes entstanden. Die Wappen seiner vier letzten Vorgänger sind auf einem grossen Pilaster angebracht, welcher dem Blatte nach links einen kräftigen Abschluss giebt.

Wir zählen die Wappen in umgekehrter Reihenfolge von unten, als dem jüngsten nach oben, dem ältesten, auf. Namen sind ihnen nicht beigefügt, wir ergänzen diese aber nach anderen Quellen.

1. Romanus Vogler von Engen 1672—1695: gespalten, rechts in Blau der springende Hirsch von St. Blasien, links in Gelb eine Hand, die einen Vogel auf einem Stab emporhält. Schildhaupt: in Weiss drei blaue Pilze. Stimmt mit Siebmacher I 5, 2 S. 12 Taf. 19. Weiss in seiner Sammlung zur Geschichte von St. Blasien (Grossherzogliches Generallandesarchiv zu Karlsruhe) Bd. I, S. 60 spricht den Vogel als Kranich mit ausgebreiteten Flügeln an.

2. Otto II Kübler 1664—1672: Gespalten von St. Blasien wie vor, und in Blau ein gelber Sparren, auf dessen Spitze eine vierbl atterige rote Blume mit drei hölzernen K ublerh ammern in der Stellung $\frac{1}{2}$; also teilweise ein redendes Wappen.

Fehlt bei Siebmacher und in der Weiss'schen Sammlung.

3. Franz I Chullot, 1638—1664: Gespalten von St. Blasien wie vor, und in Grün ein natürlicher Baum mit zwei Sternen rechts und links. Fehlt bei Siebmacher. In der Weiss'schen Sammlung ist es anders gruppiert (cfr. Bd. I, S. 60).

4. Blasius II 1628—1638: Gespalten von St. Blasien wie vor. Links: gespalten von Schwarz und Gelb, darauf ein manequin mi-parti mit verwechsellten Tinkturen, in den erhobenen Händen je einen Hammer.

Während dieses Wappen bei Siebmacher fehlt, ist es in der Weiss'schen Sammlung I, S. 60 falsch wiedergegeben.

Links von den Genien, etwas tiefer, schwebt ein Adler, in den Krallen Mitra und Abtstab haltend. Auf letzterem stehen die Worte: *Sit bajula lucis amica*.

Noch weiter links sitzt auf einem Postament eine nackte männliche Figur mit einer Orgelfl ote. An dem Fl otenkasten: *Semper honos no'menque Tuum laudesque canentur*. Von dem Munde der Figur gehen die Worte aus: *Luxque calorque Tuus vocalem Memnona reddunt*. Darnach haben wir die Figur offenbar als eine Personifikation der Memnonss ulen aufzufassen. Wegen weiterer Erklärung dieser Inschriften siehe Abschnitt B.

IV. Wohlthäter.

Auf dem Hintergrund einer Landschaft zieht sich unterhalb der Genien eine Gruppe von neun Figuren hin. Die ¢usserste, rechts vom Beschauer, weist mit der linken Hand auf eine an einem Baum hängende Tafel. Dieselbe trägt die Überschrift: *Alii | Benef(actores) et postul(ati) | Principes (sic) und giebt mit ihrer Legende den Schlüssel zu dem Verständnis der Figuren, welche mit den entsprechenden Nummern versehen sind. Wir erkennen:*

- 2 Bischöfe: 1. Adalbero II Ep(iscopus) Basileensis.
2. Udalricus Ep(iscopus) Constant(iensis) | .
- 2 bte: 3. Eglolphus S(acri) R(omani) I(mperii) Princ(eps) | et Abb(as) S(ancti) Galli.
4. Fridericus S(acri) I(mperii) R(omani) P(rinceps) et | Abb(as) Divitis Aug(iae).
- 2 Kaiser: 5. Otto Magnus Imp(erator).
6. Rudolphus a Gregorio | VII P(a)p(a) designatus Imp(erator).
- 2 Kaiserinnen
u. 1 Königin: 7. Adelheida Imp(eratrix) Rudolphi Conjug.
8. Adelheida Reg(ina) Ungar(iae) filia Rud(olphi) 3 May, mit dem von ihr gestifteten Kreuz in der Hand.²⁰
9. Gisela Imp(eratrix) Conjug(Conradi) II.

Die Kaiser Otto und Rudolph, sowie der Bischof Adalbero von Basel lassen ihre Hände auf dem Rahmen eines Bildes ruhen, welches die Gesamtanlage von St. Blasien

²⁰ Diese Königin Adelheid ist die einzige, bei welcher der Todestag angegeben ist, auch von Eiselin wird nur ihr Todestag genannt.

darstellt. Mag der Wert der bisher besprochenen architektonischen wie topographischen Abbildungen ein problematischer sein, hier haben wir zweifellos eine authentische Darstellung vor uns, welche sich nach der Herstellungszeit des Stiches 1681 datieren lässt und eine wichtige Ergänzung zu den Abbildungen von St. Blasien gewährt, welche Kraus, Kunstdenkmäler des Grossherzogtums Baden III, Tafel XI und Weiss, in seiner Sammlung im Generallandesarchiv Karlsruhe Bd. II S. 70 wiedergeben, sowie zu zwei anderen aus dem Beginn des 18. Jahrhunderts, darunter eine von 1708 ebenfalls auf einem Thesenblatt, welche Kraus Bd. III, S. 91 erwähnt.

Unmittelbar unter der Ansicht von St. Blasien spannen zwei Putten ein Tuch aus, auf welchem drei verschiedene topographische Abbildungen angebracht sind. Sie sind in etwa halber Grösse der Vorlage auf unserem Detailblatt Tafel XI No. 8, 9, 10 wiedergegeben. Es ist mir nicht gelungen, dieselben zu identifizieren. Wir haben jedenfalls sanktblasianische Besitzungen darin zu erkennen, wie z. B. Bondorf, Bürgeln, Grafenhausen oder andere.

Ein weiteres Tuch wird oben links von Putten gehalten. Auf demselben befindet sich unter der Überschrift: SPLENDOR HERCYNIAE eine Ansicht von Todtmoos. Vgl. unser Detailblatt Tafel XI No. 6. Die Abbildung stimmt im Wesentlichen mit derjenigen auf dem berühmten Silber-Antependium von 1677 überein, welches sich früher in St. Blasien befand und gegenwärtig in den kunsthistorischen Sammlungen zu Wien aufbewahrt wird. (Abgebildet bei Kraus, Der Kirchenschatz von St. Blasien, Tafel IV—VII). Es handelt sich zweifellos um die von Fürstabt Blasius II 1627 [1677 bei Kraus III S. 108 ist ein Druckfehler] erbaute Kirche und nicht, wie Kraus meint, um eine ältere. Wir kennen sowohl die ältere als auch die neuere Anlage aus dem bereits angeführten Buche von Rauber über Todtmoos, wo sie Seite 44 und 64 abgebildet sind, und ein Vergleich leicht anzustellen ist.

Im äussersten Untereck rechts erblicken wir eine ruhende Diana, neben ihr einen Hund mit der Inschrift: *Vigilanter et fideliter custodit.*

Die Göttin stützt ihre Rechte auf einen ovalen Schild mit dem Allianzwapen von St. Blasien und Berau. Rechts in Blau der steigende Hirsch von St. Blasien, Kleinod: Wolfskopf, ein Ferkel im Rachen. Hierin liegt eine Bezugnahme auf ein Wunder des heiligen Blasius, von welchem der liber constr. III, 50 berichtet: *sicut apparet in lupo, qui pauperculae porcellum raptum imperio ipsius coactus reddidit.* Links in Gelb ein schwarzer Bärenhals mit gleichem Kleinod.

Ganz unten am Plattenrande rechts schwarz aufgemalt die Jahreszahl 1719. Platte hoch 91,5/59,5, beschnitten auf 93,5/61,5.

Durch die Jahreszahl 1719 fällt das Stück, wie schon durch das von zwei Genien gehaltene Wapen angedeutet war, in die Regierungszeit des Fürstabtes Augustin Fink und scheint nichts anderes zu sein als eine Allegorie auf St. Blasien, deren geistiger Urheber jedoch nicht unter seiner Regierung zu suchen ist, welche aber ohne besonderen Aufwand zu einer Huldigung an ihn adaptiert ist.

B. Der Stich.

Die Beschreibung des uns vorliegenden Blattes, wie es auf Tafel I erscheint, ist zu Ende und wir würden hiermit von dem Leser Abschied zu nehmen haben, wenn uns nicht während der Arbeit die Überraschung beschieden gewesen wäre, zu erkennen,

dass die Malerei, wie wir sie vor uns haben, nur zu einem Teil den hinter ihr steckenden Kupferstich wiedergiebt. Zum andern Teil hat sie denselben mit eigenen, für uns freilich sehr wertvollen Zuthaten zugedeckt, aber dadurch folgende Parteien des Stiches unserer Kenntnis zu entziehen gesucht:

1. Die Wappentafel, welche von den beiden Genien gehalten wird.
2. Ein Wappen mit Devise auf dem Posaumentuch.
3. Eine Schrifttafel, auf welcher jetzt das Bild von Todtmoos angebracht ist.
4. Das Bild eines Baccalaureus (?) und viele Inschriften an der Stelle, wo sich jetzt der Pfeiler mit den vier Wappen befindet.
5. Eine Schrifttafel dort, wo jetzt drei kleine topographische Ansichten von zwei Putten gehalten werden.

Wir wollen in Folgendem nun versuchen, diese fünf versteckten Teile wieder ans Licht zu ziehen.

1. Die von den Genien gehaltene Wappentafel.

Hier fiel mir zuerst auf, dass die Umschrift teilweise aus aufgemalten Buchstaben und Zahlen, teilweise aus ausgesparten besteht; eine nähere Prüfung zeigte auch, dass das Aufgemalte dem darunter befindlichen Gestochenen nicht entspricht, dass also der Maler eine Veränderung mit dem Kupferstich vorgenommen hat. Wenn es mir auch nicht gelang, die übermalten Zeichen einzeln genau zu erkennen, so wurde mir doch bald die Bedeutung der vorgenommenen Änderung klar.

Wir haben gesehen (S. 62), dass auf einer der ovalen Schrifttafeln rechts unten 8+31 Äbte aufgezählt wurden und damit auf Otto II Kübler, als den 39. Abt hingewiesen wurde. Da in dem Stiche mit peinlicher Sorgfalt nichts wiederholt ist, und der hervorragende Platz in der achteckigen, von zwei Genien gehaltenen Tafel für den regierenden Abt reserviert sein muss, so haben wir dort den Namen sowohl als das Wappen des 40. Abtes von St. Blasien: Romanus 1672—1695 zu suchen, und zu schliessen, dass unter seiner Regierung der Stich entstanden ist. Diese Annahme wird bestätigt durch die wenigen Worte der Inschrift, welche sich noch erkennen lassen: ROMANUS . . . ANNO XLV²¹) ABBATIAE DECIMO. Romanus kam 1672 zur Regierung, das zehnte Jahr ist also 1681, und diese Zahl steht, wie wir weiter unten sehen werden, auf einer der Inschriften, welche wir bei durchscheinendem Licht sehen können. Gleichwie dieser Stich von 1681 aber Namen und Wappen des regierenden Abtes an hervorragender Stelle führt, so muss auch die Bemalung von 1719 an derselben Stelle auf den damals regierenden 41. Abt Augustinus Finck hinweisen, wie es in der That durch Anbringung von Wappen und Devise dieses Abtes geschehen ist. Hierdurch ist der Stich von 1681 erst für das Gemälde von 1719 brauchbar gemacht worden.

2. Wappen und Devise auf dem Posaumentuch.

Die Änderungen an dieser Stelle haben denselben Zweck wie diejenigen auf der eben besprochenen Wappentafel. Der Farbenauftrag ist hier aber ganz undurchsichtig, und wir können daher nur die Vermutung — wenn auch die ganz bestimmte — aussprechen, dass unter dem Wappen und der Devise, welche jetzt sichtbar sind, diejenigen des vorigen Abtes zu finden sein müssen. Erkennbar sind nur die Worte: Arma Crucis.

²¹ Hier gewinnen wir auch das Geburtsjahr des Romanus; im Jahre 1681 war er 45 Jahre alt, mithin ist er 1636 geboren.

3. Schrifttafel, welche jetzt mit der Ansicht von Todtmoos bemalt ist.

Das etwa in der Mitte des Blattes von zwei Engeln gehaltene Tuch lässt bei durchscheinendem Licht erkennen, dass es in der Art eines grossen Schriftbandes mit gestochener Schrift ausgefüllt ist. Die Worte: »Splendor Hercyniae«, welche sich in ganz passender Weise auf die hier befindliche Ansicht von Todtmoos beziehen lassen, gehören nicht der Übermalung, sondern dem Stich an und eröffnen dort die leider in ihrem ersten Teil nicht ganz sicher gelesene Inschrift: SPLENDOR HERCYNIAE Quo Ab Ejusdem centum et octo Sideribus illustrandas | Reverendissimo et Amplissimo Praesuli ac Domino D(omi)no | Romano | Celeberrimi Monasterij S(ancti) Blasii in dictâ Sylva Abbati Vigil(antissi) mo Domino suo gratiosissimo | Sacras.

Die Fortsetzung macht keine Schwierigkeiten und lautet folgendermassen:

Theses Peripateticas | Praeside P(atre) Joanne Baptista Hemm Ord(inis) S(ancti) Bened(icti) Imp(erialis) et Exempti Ratisb(onensis) | Mon(asterii) ad S(anctum) Emmerammum Profeso A(rtium) L(iberalium) et Ph(i)l(osoph)iae Doctore ejusdemque | Professore Ordinario et p(ro) t(empore) Decano | In Almâ et Archiepiscopali Universitate Benedictina Salisburgensi | Duci et concertationi publicae exponet | Praenobilis Ornatus ac Doctissimus D(omi)n(u)s Joannes Jacobus Henricus Hug Ewangingan(us) in ditione S(ancti) Blasii ad Hercyniam Silvam A(rtium) L(iberalium) et Ph(i)l(osoph)iae Baccalaureus | et pro suprema laurea candi(datus) J(uris) V(triusque) studiosus Anno 1681 Mensis Augusti die |

Der Tag ist nicht ausgefüllt.

Über den Salzburger Professor Johannes Baptista Hemm berichtet (Sedlmayer) *Historia Universitatis Salisburgensis*, Bonndorf (1728) S. 371, dass er 1680 am 9. Juli 52 Baccalaureen und am 3. September 1681 ebensoviel Magister promoviert habe. Unsere Promotion fällt auch in das Jahr 1681, aber in den Monat August. Der Tag selbst ist nicht angegeben, jedenfalls war er kein so fruchtbarer wie der 3. September.

Den Kandidaten lernen wir als Johannes Jacobus Henricus Hug a Winterbach kennen, wie die Inschrift sagt, aus Ewatingen stammend. Der Ort war seit 1448 sanktblasianisch, besass ein Schloss und war der Sitz des sanktblasianischen Amtes Blumegg oder Ewatingen.²¹

4. Das Bild eines Baccalâureus (?) und Inschriften an der Stelle, wo jetzt der Pfeiler mit den vier Wappen sich befindet.

Hinter dem Pfeiler und den vier Wappen, Werken des Malers, erkennen wir die sitzende Gestalt eines jungen Mannes im Dreiviertelprofil nach heraldisch links schauend, in der „alameda“-Tracht des 17. Jahrhunderts mit lockigem, auf die Schultern herabfallendem Haar und weisser Spitzenkravatte. Es ist die einzige Figur des Blattes, welche keinen historischen Charakter trägt und der Entstehungszeit des Blattes anzugehören scheint. Ich möchte in ihr aber nicht nur einen Baccalaureus im allgemeinen, sondern speziell unsern Jakobus Henricus Hug von Winterbach aus Ewatingen erkennen, welchen wir in diesem Falle als den Stifter des Blattes um so mehr anzusehen hätten, als die auf ihn bezüglichen Inschriften nicht in Typendruck eingefügt sind, sondern zugleich mit der ganzen Komposition entstanden zu sein scheinen. Er muss

²¹ Kürzel, Reichsherrschaft Bonndorf (1861), S. 204.

nicht nur durch seinen Heimatsort, sondern auch durch andere Bande an St. Blasien resp. an dessen Abt gebunden gewesen sein. Das durchscheinende Licht zeigt uns, dass der Stecher unsere Figur in ganz bestimmte Beziehungen zu dem durch das Wappen repräsentierten Abt gesetzt hat. Es geht von ihr nämlich folgende Inschrift in der Richtung auf das Wappen zu: *Clementes radios in meque meosque reflecte*, und gleichsam als Erfüllung dieser Bitte geht von dem Wappen ein mächtiger Lichtstrahl auf den Kandidaten zu.

Jetzt wird uns auch die in der Beschreibung des gemalten Blattes mitgeteilte Inschrift: *Luxque calorque Tuus vocalem Memnona reddunt* mit ihrer Beziehung auf die Memnonssäulen verständlich: es handelt sich um ein Bild, um eine Parallele, welche der Stifter des Blattes zwischen sich und den Memnonfiguren zieht: Wie der Sonnenstrahl diesen Bildwerken Sprache verleiht, so möge auch Deine Milde mich und die Meinen bescheinen, dass wir Dir lobsingeln.

Die zwei sichtbaren und die eine verdeckte Inschrift sind demnach trotz des wechselnden Subjektes in folgender Weise in Zusammenhang zu bringen:

Luxque calorque Tuus (der Sonne) vocalem Memnona reddunt.

Clementes radios in meque meosque reflecte (an den Abt gerichtet)

Semper Honos nomenque Tuum (des Abtes) laudesque canentur.

Über der Figur hält ein Engel, derselbe welcher auf dem gemalten Blatt das rote Band in Händen hat, ein Tuch mit acht *conclusiones*: *Conclusiones Selectae ex Vni|versâ Philosophiâ Aristotelico = Thomistica* |. Die erste lautet folgendermassen:

Logica non tantum est simpliciter necessaria ad scientias in statu perfecto acquirēdas. Darauf folgen die weiteren sieben Nummern.

Weiter unten an dem Pfeiler, vor welchem der Kandidat sitzt — hinter dem grossen gemalten Pfeiler befindet sich nämlich ein kleinerer in Kupferstich — stehen weitere Inschriften mit den Worten *Ex Eethica* beginnend, welche wahrscheinlich weitere *Conclusiones* enthalten.

Endlich drittens hält der Kandidat mit seiner Linken eine neben ihm stehende hohe ovale Tafel mit einer Anrede an den Abt Romanus, welche am Schlusse gezeichnet ist: *Clies infimus Joannes Jacobus Henricus Hug a Winterbach.*

5. Schrifttafel am Fusse des Blattes, jetzt mit drei topographischen Ansichten bemalt.

Hier endlich stehen 40 Thesen unter der Überschrift: *Ex Physic(a) (t)hesi*, deren erste:

1. *Physica est una Scientia Simplex* — und deren letzte:

40. *Amina rationalis est immortalis* — lautet.

Erst diese Inschriften lassen erkennen, um was es sich bei dem ganzen Blatte handelt. Wir haben hier eine Thesenankündigung vor uns. Die bekannteste Form derselben ist freilich die im Typendruck hergestellte, aber nicht selten wurden auch allegorische oder historische Kupferstiche verwendet, bei welchen gewisse vorher in der Komposition dafür freigelassene Teile aus der Platte herausgeschnitten und mit Typendruck ausgefüllt wurden, um für verschiedene Personen verwendet werden zu können. Unser Exemplar, bei welchem die Schrift gestochen ist, dürfte in dieser Hinsicht eine besondere Wertschätzung verdienen.

Die Erinnerung an eine derartige opulente Ausstattung der Thesenankündigungen hat sich in unserer Zeit verloren, und die Handbücher der Kupferstichkunde verweigern die Auskunft über diesen interessanten Zweig der graphischen Kunst. Mir sind aus eigener Anschauung nur vier solcher Blätter bekannt. Ausser dem vorliegenden ein zweites in meinem Besitze, für Freiburg i. Br. von 1765 mit dem heiligen Franziskus Xaverius, dessen Beschreibung unten³³ gegeben ist, ein drittes mit einer Mariendarstellung im oberen Saale des leider verwahrlosten, interessanten Schlosses Stockalper in Brig (Vallis) und ein viertes im Kunsthandel in Konstanz. Ein fünftes von 1708 ist in St. Blasien (Kraus). Ein sechstes oder mehrere hierhergehörige Blätter kennt Herr Hofrat Dr. Brambach aus Salem. Eine Umfrage bei einigen Universitätsbibliotheken, in deren Beständen ich derartige Blätter vermutete, ist leider erfolglos geblieben. Dagegen erhalte ich von dem Antiquariat Ludwig Rosenthal in München folgende, für mich wertvolle Auskunft: „Thesenblätter der von Ihnen geschilderten Art sind uns freilich sehr viele bekannt, selbe finden sich von allen Hochschulen des 17. und 18. Jahrhunderts, besonders allen Jesuiten- und Benediktiner-Instituten: Cöln, Salzburg, Ingol-

³³ Thesenankündigung an der Freiburger Universität von 1765 in Verbindung mit einer religiösen Darstellung. Schabkunstblatt. In der Mitte der heilige Franciscus Xaverius (1506—52) im Jesuitengewande, auf der Pelerine ein Bildnis Mariä, umgeben von Indiern, deren er einen tauft, während ein Mohr das Wasser darreicht. Im Hintergrund eine Pyramide. Über ihm zwei Engel mit einem Buche, auf dem die Inschrift:

BAPTI | ZAN | TES | EOS. | Matth:(aei) | XXVIII |

Zu seinen Füssen:

SANCTUS | FRANCISCUS XAVERIUS | SOC(IETATIS) IESU, | Indiarum Apostolus |

Darunter eine Kartusche mit zwei Feldern rechts und links, welche alle drei mit Typendruck ausgefüllt sind. Die Kartusche zeigt in der Mitte das gestochene neunfeldrige badische Wappen und die Inschrift: SERENISSIMO PRINCIPI | AC | DOMINO DOMINO | AUGUSTO GEORGIO. | (regiert 1761—1771) Marchioni Badenfi, et Hochbergenfi, | Landgravio Saufenbergenfi, | Comit in Sponheim et Eberstein, | Domino in Roetteln, Badenweiler, Lahr, Mahlberg, Ortenau et Kehl etc. | Aurei Velleris Equiti, Sac(rae) Caesar(ese) et Caesar(eo) Reg(iae) Ap(ostolice) Majest(atum), | S(acri) R(omani) Imperii, Incl(yti) Circ(uli) Svevici, nec non praepotenti(um) foederati Belgii | Ordinum respective supremo Equestrium Copiarum Ducl, Campi Pro-Mareschalho, | daarum Legionum pedeftrium Coronello etc. etc. | PRINCIPI, DOMINO, AC PATRONO SUO CLEMENTISSIMO | TOTOS SE SUAMQUE PHILOSOPHIAM | D(ANT) D(ICANT) D(EDICANT) | Devotiffimi | Praefes, et Defendentes.

In dem Raume links:

THESES | EX UNIVERSA PHILOSOPHIA SELECTIONES, | QUAS | IN ALMA, PERANTIQUA, CAESAREO-REGIO-ARCHIDUCALI | UNIVERSITATE FRIBURGO-BRISGOICA | PRAESIDE | P(ATRE) JOANNE BAPTISTA HORNSTEIN, S(OCIETATIS) J(ESU) | A(RTIUM) L(IBERALIUM) et PHIL(OSOPHIAE) DOCTORE, EIU(SDEM)QUE PROFESSORE | ORDINARIO, PUBLICO, | DEFENDENDAS SUSCEPERUNT | NOBIL(ES), ORNAT(UM), AC PERDOCTI DOMINI | JOSEPH(US) HENRIC(US) XAVER(IUS) BAUMGARTNER, Tugio-Camenfis Helvetus | et | JOANNES BERNARDUS KUNCKEL, Rhenofeldenfis Aufriaco-Rauracus, | A(RTIUM) L(IBERALIUM) ET PHIL(OSOPHIAE) BACCAL(AUREI) et PRO SUPREMA LAUREA CANDIDATI, | MENSE IULIO MDCCCLXV.

Danach folgen 50 Theses, links 1—9, rechts 10—50, die erste: Sicut nulla idea innata, sic nulla falsa admittitur, die letzte: Tam in systemate Copernicano, quam Tyconico motus coelestes, et terrestres omnes connaturaliter explicari possunt.

Den Schluss bildet: O(mnia) A(uxilio) M(ariae) D(eiparae) V(irginis) G(Loriosae).

Das Blatt ist im Stich unten bezeichnet: (J)et(re)mias) Wolff pinxit — Cum Privilegio) — S(acrae) C(esareae) Majest(atis) — Bern(hard) Gottlieb) Fridrich culpfit) et excud(it) Ratis(bonae). Der untere Teil, die Kartusche und beide Inschriftfelder enthaltend, ist in einer Höhe von 15,7 cm in ungeschickter Weise angeklebt, so dass etwas von der Inschrift, welche jetzt Indiarum Ap(ostolus) schliesst, als auch von der Kartusche verloren gegangen zu sein scheint.

Im jetzigen Zustand, auf Bildgrösse beschnitten, 111,5 auf 68 cm.

stadt, Dillingen u. s. w. oft von riesigen Dimensionen. Johann Elias Ridinger, J. Callot, die van de Passe, Kilian, Haid, Strahowsky haben zahlreiche derartige Darstellungen gestochen, die auch oft auf Seide und Atlas gedruckt wurden“.

Diese Meisterliste ist aus den mir gehörigen zwei Blättern um vier zu vermehren. Zwei Meister stehen auf dem in der Anm. 23 beschriebenen Blatt, zwei auf demjenigen, welchem diese ganze Arbeit gewidmet ist. Letztere sind nicht leicht zu finden und auf unserer Tafel X überhaupt nicht zu suchen. Sie gehören dem Stich an und sind durch die Farbe gründlich verdeckt. Gleichwohl haben sich ihre Namen schliesslich lesen lassen: Unten links steht: Joan(nes) Georgi(us) Gluckher delineavit, rechts: Bartolome(us) Kilian Sculpsit. Über den Zeichner Gluckher wissen wir nicht viel. Die dürftige Notiz in Naglers Künstler-Lexikon 5,242 ist etwas erweitert in den Monogrammist 2,3021. Wir erfahren daraus, wahrscheinlich auf Grund eines Schlusses aus dem Verlagsort mehrerer seiner Blätter, das er in Konstanz als Zeichner thätig gewesen sei. Das von Nagler angeführte Werk „Mirantisches Flötlin oder geistliche Schäferei, in welcher Christus, unter dem Nahmen Daphnis die in den Sündenschlaf vertiefte Seel Chlorinda zu einem besseren Leben auferweckt etc., verfasst von dem Kapuziner Lorenz von Schnüffig. Gedruckt zu Konstanz bey David Hauff 1682“, 8°, scheint mehrere Blätter, welche von Melchior Küsel gestochen sind, zu enthalten. Nagler urteilt über dieselben: „Die Zeichnung dieser allegorischen Bilder ist sehr maniriert, allenfalls eines Kapuziners würdig“. Ein anderes Blatt von Gluckher, gestochen von J. Ulrich Kraus, enthalten in Pater Laurentius von Schnüffig, Mirantisches Waldschallmey, Konstanz 1688 in 8°, verdient vielleicht dasselbe Urteil.

Demgegenüber erscheint es überraschend, den Namen dieses Mannes auf einem Blatte zu finden, welches trotz seiner etwas spitzfindigen Details und der Fülle von allegorischen Zuthaten und Inschriften eines grossen Wurfes nicht entbehrt und in der Gesamtanordnung eines Meisters würdig ist. Der Zwiespalt erklärt sich aber einerseits aus den Umständen, unter welchen solche Blätter zu entstehen pflegten und anderseits aus der geschickten Mache, mit welcher die Augsburger Stecher des 17. Jahrhunderts, unter ihnen die Kilian voran, ihre grossen Blätter auszustatten wussten.

Wenn wir den Gang zu verfolgen suchen, welchen die Idee einer grossen Allegorie auf St. Blasien bis zu ihrer Verwirklichung in dem uns vorliegenden bemalten Blatte durchgemacht hat, so treten uns fünf oder sechs Personen handelnd entgegen.

Zuerst mag es Johannes Jacobus Henricus Hug von Winterbach gewesen sein, oder der Abt von St. Blasien Romanus Vogler, welcher die Entstehung des grossen Stiches anregte. Derjenige, welcher das Programm ausarbeitete oder Daten beibrachte, dürfte der St. Blasianer Mönch Johann Baptist Eiselin, geb. 1637, gest. 1693, sein, welcher unter anderm eine Nigra Silva San Blasiana, Msc. von 1685, hinterliess, von welcher die Handschrift auf der Karlsruher Hofbibliothek vorhanden ist und Auszüge bei Mone Quellensammlung I S. (77) ff. veröffentlicht sind. Einzelne der dort mitgetheilten Stellen kehren wörtlich auf unserm Blatte wieder. Unter der Leitung dieses Mannes muss dann Gluckher gearbeitet haben, indem er die ihm gemachten Mitteilungen ins Graphische zu übersetzen versuchte, die Anordnung des Ganzen und die Haltung der Figuren bestimmte, sowie die Attribute und Inschriften auf das Papier fixierte. Nach dem was wir von ihm aus dem Mirantischen Flötlin und aus der Waldschallmey wissen, kann es sich nur um ein ziemlich geringwertiges gequältes Elaborat gehandelt haben. Um dann eine solche Arbeit in das zu übertragen, was man im

17. Jahrhundert die grosse Kunst nannte, waren die Stecher da, welche es verstanden, selbst die schüchternste Zeichnung in grandiose Wirkung zu setzen. Keiner der letzten der auf diesem Gebiete thätigen Meister ist Bartholomeus Kilian von Augsburg, dem die Aufgabe zugefallen ist, die gemeinsame Arbeit von Eiselin und Gluckher in ein »Kunststück« zu verwandeln.

Dieses Werk diente offenbar zuerst als Thesenankündigung für Johann Heinrich Hug. Ob es durch Ausschneiden der mit Schrift bedeckten Teile weiterhin diesem Zwecke gedient hat, liess sich nicht feststellen. Wir wissen nur, dass ein Exemplar davon durch einen nicht ungeschickten Maler im Jahre 1719 übermalt und verändert worden ist, um zu einer Huldigung für einen späteren Abt zu dienen. Dieses Exemplar liegt uns vor.



Die erste griechische Studienreise badischer Gymnasiallehrer.*

Von *Ernst Böckel*.

Verehrte Anwesende! Ich hatte vor einiger Zeit die Dreistigkeit, Ihnen einen Vortrag über Pergamon zu halten, ohne jemals dort gewesen zu sein. Ich konnte damals nicht ahnen, dass ich in Kurzem so glücklich sein würde, den Boden Griechenlands und Kleinasiens selbst zu betreten. Sie wissen, dass meine Reisegenossen und ich dies Glück dem hochherzigen Entschluss der badischen Regierung verdanken, eine gemeinsame Studienreise badischer Schulmänner nach Griechenland und Kleinasien ins Werk zu setzen: in solcher Ausdehnung die erste Unternehmung dieser Art.

Von dieser Reise möchte ich Ihnen erzählen. Nehmen Sie heute vorlieb mit einer flüchtigen Skizze der ganzen Reise: denn um eine Übersicht ist es Ihnen doch in erster Linie zu thun. Wie könnte ich selbst mit den zahlreichen Abbildungen, die ich aufgehängt, und selbst wenn mir die Zeit reichlicher zugemessen wäre, Ihnen auf einmal auch nur einen kleinen Teil der Anregung vergegenwärtigen, die uns in so vielseitiger Weise geworden ist?

Sie wissen, meine Herren, dass unsere von langer Hand geplante, von den beiden Führern vortrefflich disponierte und sorgsam vorbereitete Reise von seltenem Glück begünstigt worden ist. Alles ist so ohne Unfall, in so schönem Einklang verlaufen,

* Der hier erscheinende Vortrag ist eine Überarbeitung des bereits in den Süddeutschen Schulblättern IX, 7. 8. 9. 12 abgedruckten Aufsatzes. Ein paar sehr bescheidene landschaftliche Skizzen habe ich aus meinem Skizzenbuche beigegeben.

das ursprüngliche Reiseprogramm hat sich mit kleinen notwendigen Verkürzungen und einer höchst erfreulichen Erweiterung so glücklich, ich darf sagen siegreich durchführen lassen, dass wir am Ende der Reise nur mit dem Gefühl tiefster Dankbarkeit gegen Alle, denen wir die Reise verdanken, auf sie zurückblicken können.

Als Zweck der Reise war angegeben: den Teilnehmern eine möglichst allseitige und lebendige Anschauung von den Hauptstätten und Denkmälern der hellenischen Geschichte und Kulturentwicklung und von dem Charakter des südlichen Lebens zu vermitteln, besonders insofern eine solche Anschauung den Unterricht in der alten Geschichte und den klassischen Sprachen, sowie die Lektüre der alten Schriftsteller zu fördern und zu beleben geeignet ist. Ich sehe also, dass ich Ihnen über zwei Fragen Rechenschaft zu geben habe: Wo sind wir gewesen? Was haben wir heimgebracht? Lassen Sie mich die erste Frage in zwangloser Weise beantworten, wie mir gerade die Erinnerungen zu Gebote stehen, die zweite zurückhaltender, wie das die Kürze der Zeit erheischt, die seit unserer Rückkehr verflossen ist.

Fröhlicher und erwartungsvoller war wohl nie eine Reisegesellschaft als die, welche sich mit ihren Herrn Führern, Prof. Franz Studniczka und Prof. Ernst Fabricius grösstenteils schon am Abend des 10. März 1892 in Basel zusammenfand. Wie sehnlich hatten Alle seit langem den 11. März, den Tag der gemeinsamen Abreise, herbeigewünscht! Die Eisenbahn führte uns durch den Gotthard an Lugano vorbei nach Mailand, von hier nach kurzem Aufenthalt in der Frühe des Samstags nach Ancona; denn als Reiseweg war die Ostseite Italiens gewählt, um allen Versuchungen von Florenz, Rom, Neapel aus dem Wege zu gehn. Trotz anfänglichen Schneewetters konnten wir den Rasttag in Ancona doch benutzen, um die herrliche Aussicht vom Dom S. Ciriaco und den Triumphbogen Trajans zu besichtigen. Einen ganzen Tag erforderte die Eisenbahnfahrt am Sonntag den 13. von Ancona nach Brindisi: vom Winterwetter bald keine Spur mehr, dagegen Wein- und Orangengärten, vereinzelt Olivenwälder, Steineichen, einförmige Schilfkulturen; oft hart am brandenden Meere, kreuzten wir die zahlreichen Flussläufe Ostitaliens, rechts Blick auf den schneebedeckten Gran Sasso und bald ins Aternothal, dann links Pianosa, Monte Gargano, vorbei am Schlachtfeld bei Cannä — als es schon dunkelte, erreichten wir Brindisi. Unser Gastwirt, in dem wir den ersten Griechen kennen lernen sollten, leugnete eine Depesche erhalten zu haben, die das Abendessen bestellte: als das eilig bereitete Mahl uns trefflich gemundet, gestand er schmunzelnd, dass das Telegramm doch angelangt sei. Unser Dampfer liess uns aber von Mitternacht bis zum Anbruch des Tages warten: erst um 6 Uhr ging die „Medusa“ in See.

Auf dem bewegten Meere brachte der grösste Teil der Reisegesellschaft nach und nach der Seekrankheit ihr erstes und auch reichstes Opfer; erst als gegen Ende des Tages die zackigen Küsten Albanien und die von Horaz besungenen *infames scopuli* der Akrokeraunien auftauchten, da erwachten die Lebensgeister wieder: deutsche Lieder ertönten vom Hinterdeck; dann führen wir in den Kanal von Korfu: rechts lag die Insel mit ihrem höchsten Berg, dem Pantokrator, links das alte Buthrotum, und bald schimmerten uns die Lichter von Korfu entgegen. Als der Dampfer Anker geworfen, erlebten wir zum ersten Male die in allen griechischen Häfen übliche Erstürmung des Schiffes durch Barkenführer, Gepäckträger, neue Passagiere: man glaubt unter Seeräubern zu sein. Hat die schaukelnde Barke uns am sichern Strande ausgesetzt, so beginnt ein neuer Kampf mit einer schreienden, gestikulierenden und

zudringlichen Menge. Es ward uns eigen zu Mute, als wir durch die nächtlichen Gassen Korfu schritten und zum ersten Male *τελωνειον* (Zollamt), *υποδηματοποιός* (Schuhmacher), *οινοπωλειον* (Weinhandlung), *ξενοδοχειον* (Gasthaus) an den Schildern lasen. Das gastliche Haus der „Bella Venezia“ öffnete uns seine Thore, und wir vergassen in gesundem Schlafe bald die Leiden *maris et viarum*. Am Morgen weckten uns Signaltrompeten: griechische Soldaten exerzierten auf der Esplanade vor unserem Hotel, hinter dem Platze erhob sich stolz die meerumbrandete alte Zitadelle der Insel.

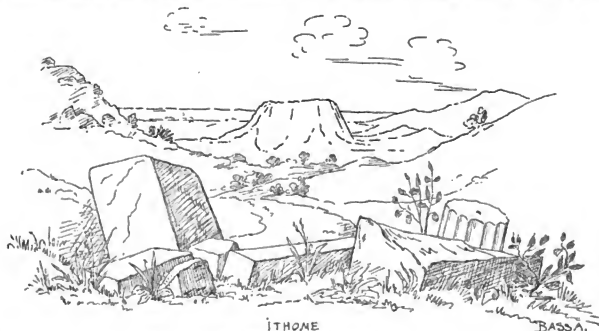
Leider zeigte sich bald, dass ein Besuch von Ithaka aufgegeben werden musste, weil er uns bei dem schlechten Anschlusse der Dampfschiffe zu viel Zeit gekostet hätte. Dafür konnten wir in Korfu etwas länger bleiben. Wir haben auf der Insel des Alkinoos einige wahrhaft phäakische Tage verlebt (15.—18. März): von dem Reiz der Meeresbuchten und Felsenküsten, von der herrlichen Vegetation, den stattlichen Villen, der Liebenswürdigkeit der Bevölkerung, dem Treiben in den Gassen und am Hafen, wie gerne würde ich davon behaglich erzählen, wenn die Zeit reichte. Gleich am ersten Morgen waren wir auf der alten Zitadelle: wahrlich die Aussicht verdient ihren alten Ruhm! Wir nahmen die Odyssee vor: und wie springt an Ort und Stelle die Ähnlichkeit des vom Dichter beschriebenen Scheria mit dem jetzigen Korfu in die Augen! Wir gedachten Schliemanns, der in seiner Erstlingsschrift mit seiner gläubigen Phantasie alle Örtlichkeiten der homerischen Phäakeninsel — den Hafen, den Königspalast, die Waschplätze der Nausikaa — im heutigen Korfu wiederzuerblicken glaubte, da, wohin schon die alte griechische Tradition Scheria verlegte. Wir vergegenwärtigten uns die Häfen und den Umfang des geschichtlichen Korkyra, und Professor Fabricius schilderte an der Hand der Quellen die Schicksale der Stadt; wir wanderten durch herrlichen Olivenwald zur Ruine von Kardhaki und mehrmals zum hohen Vorsprung der „Kanone“ am Eingang des hylläischen Hafens mit dem bezaubernden Blick auf die zypressenbewachsene Mausinsel (Pontikonisi: die Phantasie der Griechen erblickte in ihr das von Poseidon versteinerte Schiff der Phäaken, das den Dulder Odysseus zur Heimat gebracht) und auf den östlichen Teil von Korfu. Das Innere der trefflich angebauten Insel lernten wir auf einem Ausflug nach dem Dhekaberg, ein Teil der Gesellschaft auf einer Tagestour nach dem Pantokrator kennen. Wir besuchten das vom Direktor des Gymnasiums, Herrn Romanos, geordnete Museum, einige auch eine Iliasstunde: vier Schüler waren aussersehen, vor den anderen stehend vorzulesen und zu übersetzen, und mit grosser Gewandtheit lösten sie ihre Aufgabe; die Interpretation war wesentlich grammatisch und etymologisch, metrisches Lesen gab es nicht; wir erfuhren auch, dass in Korfu ein eigentlicher Unterricht in der Muttersprache nicht erteilt wird: also noch keine „nationale“ Schule!

Am Nachmittag des 18. März mussten wir uns von Korfu trennen; als die Stadt schon fern im Dunkel lag, leuchtete noch rückwärts der Pantokrator hervor, vorbeiging's am Dhekaberge, am Vorgebirge Leukimme; dunkelrot und violett glühte links in der Ferne die zerrissene albanische Küste; der herrliche Abend mit Meeresleuchten hielt uns noch eine Zeit lang wach; als es Morgen war, hatten wir Ithaka bereits passiert. Bald bogen wir in den Golf von Patrā, links tauchten die ätolischen Berge auf, rechts die gewaltige Masse des schneebedeckten Erymanthos: um sieben Uhr morgens waren wir in Patrā.

Die Eisenbahn führt durch flaches Gelände unter schönen Ausblicken auf Ithaka, Kephallenia, Zante nach Pyrgos: das Halbfertige der Stadt, die lebhaftige Bauhätigkeit, die ununterbrochene Reihe der Bazare, das Gedränge der aus dem Binnenlande zum Einkauf gekommenen Landleute in Fes und Fustanella geben das Bild eines mächtig aufstrebenden Handelsplatzes, ganz wie der Piräeus. Gegen 6 Uhr langten wir mit der Eisenbahn in Olympia an: schon erwartete uns Professor Dörpfeld, der eigens von Athen herüber gekommen war und uns noch am Abend von der Höhe des Kronionhügels eine Übersicht über das Ausgrabungsfeld gewinnen liess. Drei Tage sind wir dann in Olympia gewesen, von morgens früh bis abends spät der Reihe nach die Gebäude der Altis besichtigend. Die klare, lebendige und doch so schlichte Art, mit der Dörpfeld, von oft unscheinbaren Spuren eines Baues ausgehend, sieghaft seine Ansicht entwickelt, hat einen besonderen Reiz, und selbst bei stundenlangem Vortrag kommt keine Ermüdung auf. Wir sind Dörpfeld zum allerwärmsten Danke verpflichtet für die ausdauernde und gründliche Führung, welche er uns in Olympia und später in Athen, Eleusis und auf der Inselreise hat zuteil werden lassen. Es würde Gegenstand eines besonderen Vortrags sein, zu zeigen, wie wunderbar sich gerade in Olympia die Arbeit des Architekten von Fach mit der des Epigraphikers, des Archäologen und des Pausaniaserklärers verbunden hat, um Fragen zu lösen, an welche sich die frühere Altertumswissenschaft nur mit Vermutungen hätte heranwagen können. Ich kann hier nur andeuten, wie klar uns beim Heraion an Ort und Stelle wurde, dass die Verschiedenheit der Säulen nach Material, Umfang, Kannelüren, Kapitälern auf einen älteren Holzbau und einen allmählichen Übergang zum Steinbau hinweist, ebenso die prächtigen Terrakottafragmente im Museum auf die ältere Art, Gesimse und Dach zu verzieren. Nicht weniger anziehend war die Besprechung des Zeustempels: Baugeschichte, Dachkonstruktion ohne Lichtöffnung, Gestaltung des Innern. Und so besprach Dörpfeld die übrigen Gebäude aus altgriechischer, hellenistischer und römischer Zeit: ich nenne nur die Schatzhäuser, die Echo- und Südhalle, das zierliche Philippeion, das Stadion, die Palästra.* Inschriftliches behandelte mit uns Prof. Fabricius, teils auf der Altis selbst, teils in dem vom athenischen Bankier Syngros erbauten stattlichen Museum: einen ganzen Nachmittag widmeten wir unter der Führung von Prof. Studniczka den grösseren Skulpturen. Da sahen wir den praxitelischen Hermes von Angesicht zu Angesicht: zum erstenmal das Originalwerk eines grossen hellenischen Künstlers! An den Metopen und Giebelfeldern des Zeustempels entwickelte uns unser Führer mit der ihm eigenen Wärme und Feinfühligkeit die Eigenart der älteren griechischen Kunst und gab nach einer Kritik der bisherigen Anordnungsversuche für die beiden Giebel seine eigene lebendig begründete Ansicht. Herrlich war der Blick von dem benachbarten Dhrüwa ins weite Alpheiothal, aus dem Abends das laute Geblök und Geläute der Herden heraufscholl: wenn das Essen in angeregtester Unterhaltung vorbei war, machten wir noch einen nächtlichen Gang unter dem blitzenden Sternenhimmel. Unserer dankbaren Freude über die ersten Reiseeindrücke gaben wir Ausdruck durch ein Telegramm an den Grossherzog und einen von Jedem unterzeichneten Brief an den erkrankten Ernst Curtius, dem ja seitdem für seine Verdienste um die Wiederentdeckung von Olympia das gebührende Ehrendenkmal zuteil geworden ist.

* Das Bild am Eingange stellt die Reisegesellschaft dar in den Ruinen der Exedra des Herodes Attikos, nach einer Dörpfeld'schen Photographie. Dörpfeld selbst ist der Vierte von links.

Mittwoch den 23. März begann die Peloponnesfahrt, welche uns in 12 Tagen* durch Arkadien, Messenien, Lakonien, Argolis nach Korinth und Athen führte. Es waren Pferde und Maultiere gemietet, teils für das Gepäck, teils um abwechselnd der Hälfte von uns als Reittiere zu dienen. Wein und ein gebratenes Lamm wurde mitgenommen, ein Koffer enthielt die Konserven, ein anderer die für die Reise nötigen Bücher und Karten.



ITHONE

Blick von Bassä nach Messenien.

Das Reiten auf griechischem Sattel hatte auch für den Unkundigen nichts Bedenkliches; herunterzufallen war schwer, und dass die Tiere ins Traben gerieten, kam selten vor und nie auf lange Zeit. Ich muss hier in Dankbarkeit des Führers (Agogiaten) unserer Karawane gedenken, des wackeren Angelis aus Maguliana, eines Mannes von der grössten Ausdauer und Zuverlässigkeit, vielen Peloponnesreisenden wohl bekannt; es war schon in Olympia ein rührender Anblick, wenn er über die Reihe seiner Einkäufe in Pyrgos abends Rechnung ablegte wie die Köchin der Hausfrau. Unermüdlich war er jetzt bald an der Spitze des Zuges, bald hinten, bald einige Stunden vorauf, immer nach dem Rechten sehend, das Gepäck und die andern Agogiaten beaufsichtigend, den Weg erkundend und für Unterkunft sorgend. Wenn dann abends das Quartier gewählt und abgestiegen wurde, Jeder sein Gepäck herausgesucht und seine Schlafstätte angewiesen erhalten, da entwickelten sich manchmal köstliche Szenen von homerischer Einfachheit: wandelte der eine Führer in die Küche, um die Suppe zu bereiten, so öffnete der andere die Konservenbüchsen und schnitt das Brod, Angelis zerlegte das Lamm — wir aber standen, sassen oder lagen erwartungsvoll wie die Kinder, bis Vater und Mutter zum lecker bereiteten Mahle winkten. Nicht immer gab es Betten, aber Matratzen oder Decken hatte der Gastfreund wenigstens: eng lag die ganze Schar oft in einem oder zwei Räumen bei einander und machte dem wäherischen Insektenvolk die nächtliche Wanderung von Einem zum Andern leicht. Kam dann der Morgen und mit ihm die grosse Waschung aus einer Schüssel oder am Bache des Orts, so standen die Einwohner scharenweise umher voll Verwunderung ob der reinlichen Fremdlinge.

* 23. März bis Andritzána. 24. Garantza. 25. Vurkáno. 26. Kalamáta. 27. Místra. 28. Sparta. 29. 30. Tripolis. 31. Nauplia. 1. April Epidauros. 2. Korinth. 3. Athen.

Schönes Wetter begünstigte uns fast immer in der Peloponnes; von Olympia ritten wir hoch über der Altis an dem mit herrlichen Strandkiefern, Eichen und Mastixsträuchen bestandenen rechten Alpheiosufer entlang, in buntem Wechsel bergauf und bergab, den Erymanthos und Ladon, schliesslich den Alpheios selbst überschreitend, höher und höher in das steinige Arkadien hinein, manchmal mit wunderbaren Rückblicken durch Seitenthäler in die Alpheiosebene, hinter der sich die Masse des Erymanthosgebirges erhob. Dieselbe anstrengende Felswanderung am nächsten Tage von Andrítzäna bis zum Tempel von Bassä, der von Eichen umgeben auf der einsamen Höhe prächtig daliegt. Dann ging es durch die Gebirgszüge des nördlichen Messeniens, von denen der Blick schon weit in die Pamisosebene und über die längst auftragende Ithomé bis zum Meere schweifte. Am folgenden Tage erreichten wir das arkadische Thor von Messene: trefflich erhalten sind lange Mauerzüge der Befestigung, auch von Theater und Stadion ansehnliche Spuren; Nachtquartier fanden wir am Euaberge im gastlichen Kloster Vurkáno, dessen greiser Vorsteher (Igómenos) uns feierlich empfing und uns reichlich bewirtete. Grossartig war am nächsten Morgen die Aussicht von Ithomeberg, die einen beträchtlichen Teil der Peloponnes umfasst; nachher stiegen wir steil ab zum Pamisos und erreichten mit der Eisenbahn durch die gesegnete messenische Ebene eilend Kalamata, das alte Pherä. Der folgende Tag, ein Sonntag, an dem wir den Taýgetos überschritten, war wohl einer der anstrengendsten, aber reich an grossartigen landschaftlichen Eindrücken. Der Aufstieg nach Ladhá mit den herrlichsten Ausblicken auf den messenischen Golf, der Passübergang, überragt von schneebedeckten Spitzen, der Abstieg durch die wilde Langadhaschlucht, deren mächtige Platanen noch winterlich kahl standen, das waren Bilder, welche sich uns unauslöschlich eingepägt haben. Wir näherten uns dem Eurotasthal und gelangten über das malerisch im Grünen gelegene Trypi, dessen Bewohner im Sonntagsstaat uns neugierig umringten, bei guter Zeit nach Mistra. Ein Besuch in den ausgedehnten Ruinen der mittelalterlichen Stadt und Burg Mistra versetzte uns mit einem Male in die Zeit der Kreuzzüge. Noch am selben Tage erreichten wir Sparta, eine ganz moderne, wenig anziehende Stadt; dafür ist die Lage in der reichen Ebene mit den hochragenden Schneegipfeln des Taýgetos im Hintergrund desto schöner und erinnert an Schweizer Landschaften. Das kleine, aber interessante Museum besuchten wir in der Begleitung eines spartanischen Kollegen, Herrn Nestorides, dieser führte uns rund um das alte Sparta und zeigte uns auch den von den amerikanischen Archäologen vor kurzem ausgegrabenen Rundbau, wahrscheinlich ein Heiligtum des Zeus und der Aphrodite. Prächtig ist der Weg, der von Sparta nordwärts, Sellasia und später Karyä rechts liegen lassend, nach Arkadien führt. Aber in Arkadien ging es wieder durch öde Felsgegenden, später links an Tegea vorbei durch die weite Ebene, erst spät abends erreichten wir halb im Schlaf reitend das gewerbreiche Tripolis. Von da besuchten wir Mantinea: deutlich lässt sich die alte Stadtmauer mit ihren Türmen verfolgen, das Theater und viele andere Gebäude haben die Franzosen — nicht eben sorgfältig — ausgegraben. Ein Extrazug führte uns auf schön gelegener Bahn, die dem Thal des Kiveri folgt, nach Tiryns; auffallend klein sieht der Burghügel von unten aus, doch steht man oben auf der Akropolis, so bekommt man Respekt vor den gewaltigen Mauern besonders der Galerien. Noch am Nachmittag waren wir in Nauplia und fuhren am nächsten Tage zum Heiligtum von Epidaurós. Dieser Tag, der 1. April, war einer der schönsten unserer ganzen Reise: wie ein zierliches Kleinod liegt das Theater des Polyklet von Grün umgeben am Bergeshang; die wohl erhaltene, einen vollen Kreis bildende Orchestra und die Reste des mit Halb-

säulen geschmückten Proskenion auf gleicher Höhe mit dem Tanzplatz waren für uns das erste Denkmal, das uns durch den Augenschein von der Richtigkeit der Dörfeld'schen Hypothese überzeugte.* Natürlich liessen wir es uns nicht nehmen, die vortreffliche Akustik des Theaters selbst zu erproben: laut erklangen, im Chor und von Einzelnen rezitiert, griechische und deutsche Dichterworte. Der Asklepiostempel, die grosse zweistöckige Halle, die Tholos des Polyklet mit ihrem rätselhaften, vielleicht frommem Betruge gewidmeten Unterbau gaben Anlass, uns an der Hand der Urkunden die Baugeschichte und Bestimmung des Heiligtums zu erläutern, und die im kleinen Museum aufbewahrten Architekturstücke, besonders die herrlichen Simen mit Akanthosranken und Löwenköpfen gaben Zeugnis von der feinen und geschmackvollen Durchbildung der einzelnen Bauwerke. Von Nauplia ging es am folgenden Tage durch die üppige, mit Wein, Artischocken, Mais, Weisspappeln bewachsene, von zahlreichen Paternosterwerken bewässerte argivische Ebene nach Mykene: ein heisser Tag, als wir zum imposanten sog. „Atreusschatzhaus“ hinanstiegen, am Löwenthor bei feurigem Nemeawein frühstückten und auf der Höhe der Burg den Resten der Königspaläste nachgingen. Aber unten an der neuen Bahnstation Mykene nahm die Ermüdeten gütig die Eisenbahn auf und entführte uns nach Korinth. Wir benutzten den Abend noch zu einem Gange über den Isthmos und zum beinahe vollendeten Kanal. In eine Tiefe von 80 m sieht man von oben hinab; Geländer oder Warnungstafeln giebt es nicht, die Schwindligen hielten sich fern, und ein gelinder Schrecken ergriff uns alle, als plötzlich gesprengte Felsstücke mehrmals aus der Tiefe herauf flogen und in grossen Bogen in unserer Nähe niederschlugen. Wieder war es Sonntag geworden, als wir am alten dorischen Tempel vorbei den steilen Weg zur Akrokorinthos emporklommen — 6 Stunden hin und zurück — und des weiten Blicks über die zwei Meere uns erfreuten. Und schon am Nachmittage brachte uns der Zug dem Ziel unserer Sehnsucht entgegen: wir genossen trotz der Hitze, die öfter zum Einnicken verleitete, den bezaubernden Blick, den die am saronischen Busen laufende Bahn nach Osten gestattet: da liegt Methana mit seinen zerrissenen vulkanischen Felsküsten, Ägina mit dem spitzen Berg des Heiligen Elias, die hart ans Meer vordrängenden skironischen Felsen, das weiss schimmernde Megara am Bergeshang, dann wie zum Greifen nahe Salamis, die blaue Bucht von Eleusis, in der Ferne der Ägaleosberg, sich ganz in Salamis hineinschiebend, und nun verlässt die Bahn in weitem Bogen nach Norden die Küste, das Pentelikon erscheint, wir fahren in den Ölwald des Kephisos, am Kolonos vorbei, schon sehen wir die Spitze des Lykabettos, der Zug fährt ein in den peloponnesischen Bahnhof — wir sind in Athen!

In Athen blieben wir vorerst nicht lange. Schon in Nauplia hatten wir die Freudenkunde vernommen, dass wir an einer Inselreise teilnehmen sollten, die von einer grösseren Gesellschaft auf eigens dazu gemietetem Dampfer unter Dörfeld's Führung beabsichtigt war. Am 5. April schifften wir uns unter Gesang im Piräeus ein und schlugen nun für fünf Tage unser Quartier auf dem prächtigen griechischen Dampfer „Byzantion“ auf. Eine grosse Gesellschaft fand sich hier zusammen, u. a. Professor Robert aus Halle, Dr. Wolters, der deutsche Generalkonsul Lüders, fast alle Stipendiaten des athenischen Instituts, französische und amerikanische Archäologen, unter ihnen Professor Poland, von Griechen der

* Dörfeld arbeitet an einem Buch über den griechischen Theaterbau, das in nicht allzu langer Zeit erscheinen dürfte.

liebenswürdige Professor Lampros aus Athen und der Schriftsteller und Dichter Wikélas, uns schon bekannt als Verfasser des „Lukis Laras“; endlich, last not least, ein Kranz von Damen: *καὶ τὸ ὄρατον φύλον δὲν ἔλειπε* (auch das schöne Geschlecht fehlte nicht) sagt der griechische Berichtersteller der „Akropolis“.

Als wir morgens aufwachten, fuhr der Dampfer an Andros vorbei und warf später vor Tinos Anker. Wir trafen gerade zur grossen Panegyris ein, die zu Ehren der Panagia und gleichzeitig als patriotisches Fest am 6. April gefeiert wird, von zahlreichen Gästen namentlich auch aus Kleinasien besucht. Der Hafen wimmelte von grossen und kleinen Schiffen, und drei grosse griechische Kriegsdampfer lagen in vollem Flaggenschmuck auf der Rhede. Als wir landeten, bot sich uns ein farbenreiches Bild: Männer, Frauen und Kinder in den mannigfaltigsten Volkstrachten wogten in dichtem Gedränge in den Gassen; die Wirtshäuser, Fenster und Dächer waren mit sonntäglich geputzten Menschen besetzt. Griechische Marinesoldaten bildeten Spalier für die Prozession, die unter Musikbegleitung sich von der Kirche herabbewegte, geführt von Priestern in goldstrotzendem Ornat, die ein Heiligenbild trugen und der Menge zum Kusse darboten. Am Nachmittag besuchte ein Teil von uns Mykonos, um die im dortigen Museum aufbewahrten Funde von Delos kennen zu lernen. Delos war der nächste Tag gewidmet: unter der Führung von Dörpfeld und Fabricius waren wir zweimal auf der Insel, um das ausgedehnte Ruinenfeld zu studieren und von der beherrschenden Granitkuppe des Kynthos eine weite Rundschau über die Kykladen zu gewinnen. Dann führte uns das Schiff an die Küste von Euböa; wir gingen durch die Ebene von Eretria zu dem von den Amerikanern ausgegrabenen Theater, erstiegen die Akropolis, deren prächtige Polygonalmauern zumteil noch stehn, fuhren am Nachmittag nach Oropos und pilgerten durch eine fast deutsche Wald- und Hügel-Landschaft zum anmutigen Heiligtum des Amphiaros und zum Theater, das für die schwebenden Streiffragen so wichtig geworden ist. Rhamnus, seine Akropolis und seine beiden Tempel waren das Ziel des folgenden Tages,¹ an welchem wir auch noch unter Fabricius' Führung auf dem Grabhügel (Sorós) von Marathon uns den Gang der Perserschlacht vergegenwärtigten und gegen Abend von Laurion aus mit Studniczka das Theater von Thorikos kennen lernten. Am Palmsonntag verliessen wir die übrige Schiffsgesellschaft — nur zwei mutige englische Damen begleiteten uns — und stiegen an den Schachten der Laurionbergwerke vorbei unter heftigem Sturm zum weitschauenden Athenatempel von Sunion. Abends brachte uns die Eisenbahn zurück nach Athen.

Zehn Tage (11.—20. April) dauerte unser zweiter athenischer Aufenthalt. Ich würde es vergeblich versuchen, wollte ich Ihnen schildern, mit welchen Gefühlen wir gleich an jenem ersten Tage nach der Ankunft von Korinth früh morgens beim klarsten Wetter zur Akropolis geeilt waren und von der Terrasse des Nikepyrgos den unbeschreiblichen Ausblick nach der Stadt und dem Piräeus, nach Salamis und Ägina auf uns wirken liessen; wohl konnte damals einer von uns sagen, dass dies in der That ein unverdientes Glück sei. Athen war doch von allem, was wir gesehen, das Schönste. Nur ungern beschränke ich mich darauf zu sagen, dass wir in angestrengter Arbeit die zehn Tage redlich ausgenutzt haben. Bald erläuterte uns Studniczka die Bauten auf der Burg, das Theseion oder die Denkmäler im Akropolismuseum und die reichen Schätze des Nationalmuseums, der Vasen- und Terrakottensammlung, bald führte uns Fabricius auf

¹ Professor Patsch in Breslau hat zwei Jahre später eine stimmungsvolle Schilderung seines Besuchs von Rhamnus und Oropos veröffentlicht in der Schlesischen Zeitung 1894, 26. Juni und folg., wieder abgedruckt Berliner philol. Wochenschrift 1895, 1020—1024.

den Philopapposhügel, die Pnyx, den Areopag, zum Olympieion und Stadion, zum Dipylon, zum Piräeus, nach Zea und auf die herrliche Höhe von Munichia; mit ihm wanderten wir auch am Ostersonntag vom Piräeus aus am Strand entlang Salamis zu und erörterten in eifrigem Austausch der Meinungen die Schlacht vom Jahr 480. Wolters erklärte uns die Sammlung der mykenischen Altertümer, und Dörfeld hielt uns im Dionysostheater mehrere Stunden lang einen seiner anziehendsten und überzeugendsten Vorträge über Geschichte und Wandlungen des ehrwürdigen Baues.

Donnerstag den 21. April ward von Athen geschieden, und wir begannen unsere 11tägige Reise nach Mittel- und Nordgriechenland.* Die Eisenbahn fährt jetzt bis Eleusis; Wagen brachten uns an den Fuss des Kithäron; von da stiegen wir an den prächtigen Mauern und Thürmen des alten Eleutherä vorbei zur Passhöhe hinan und sahen Böotien mit dem grünen Thal des Asopos vor uns liegen, links mit Schnee bedeckt den Helikon und Parnass. Wir begingen die nördlichen Vorberge des Kithäron und suchten uns, so gut es bei dem weitläufigen Terrain möglich war, die einzelnen Momente der Schlacht von Platää klar zu machen; die Reste von Platää selbst, die vortreflich erhaltenen hellenistischen Stadtmauern, das von den Amerikanern blossgelegte, ausserhalb des alten, innerhalb des späteren Mauerrings gelegene Heraheiligtum beschäftigte uns so lange, dass der grössere Teil des Wegs nach Theben in völliger Dunkelheit zurückgelegt werden musste, ein beschwerlicher Marsch in dem schweren, vom Regen aufgeweichten Kleiboden: gespensterhaft tauchten von Zeit zu Zeit die hohen Asphodelostauden am Wege auf. Beim Abendessen fehlten die berühmten böotischen Aale nicht, aber sonst liess das Quartier viel zu wünschen übrig. Von der herrlichen Lage der Stadt war uns trotz des Regenwetters am folgenden Tage einiges zu sehen vergönnt, namentlich der schöne Blick nach dem Hügel des heiligen Lukas, wo im Altertum der Tempel des ismenischen Apollo lag. Professor Fabricius hatte 1890 den Nachweis geführt, dass die Stadtmauer des alten Theben einen viel weiteren Umfang gehabt, als man bisher annahm; er hatte nach den geringen Spuren des aus Lehmziegeln mit einer Zinne aus gebrannten Ziegeln errichteten Baues und nach der Bodengestaltung den Verlauf der Mauer festgestellt: jetzt hatte er die Genugthuung, seine von Wilamowitz bestrittene Entdeckung durch eine Ausgrabung glänzend bestätigt zu sehen, welche ein aufopfernder Lokalforscher von Theben, Herr Kalopais, auf eigene Kosten hatte anstellen lassen. Leider war auch die weitere Fahrt durch Böotien von Regen gestört; wir rasteten kurze Zeit in dem malerisch gelegenen Livadhía und fuhren an den Dämmen und Kanälen vorbei, welche eine englische Gesellschaft zur Austrocknung des Kopaissees angelegt hat; in Skripú fanden wir einfache, aber sehr freundliche Bewirtung; hier stellten sich auch die neuen Agogiaten mit ihren Pferden für die Weiterreise ein. Unten an der Höhe von Orchomenos lag das alte Heiligtum der Chariten, jetzt ein Kloster der Jungfrau Maria: da sahen wir allerhand Altertümer, u. a. ein antikes Tropaion, das uns als Bildnis des Klostergründers gezeigt wurde! Das sog. Schatzhaus des Minyas, ein Kuppelgrab, ein prächtiger Überrest mykenischer Kultur in Böotien — der frühere Kopaissee wird wohl zu den uralten Damm- und Kanalbauten noch neue Entdeckungen bringen — ist leider in sehr verwahrlostem Zustande; hoch darüber am Ostabhange des Akontionberges ragt steil

* 21. April Theben. 22. Skripú. 23. Orchomenos. Dhavlia. 24. Delphi. 25. Thermopylen. Lamia. 27. Volo. 28. Lárisa. 29. Tempethal. 30. Volo—Eurípous. 1. Mai Chalkis—Athen.

die Burg von Orchomenos auf, die viele von uns erstiegen, um einen herrlichen Blick nach Lokris und Böotien zu gewinnen. Nun ging es wieder zu Pferd — wir waren jetzt alle beritten — über den Kephisos und in der Ebene nach Chäronea, links die Vorhöhen des Parnass, rechts der Pass ins obere Thal des Kephisos; man sieht, wie gerade in dieser von Bergen eng umschlossenen Ebene die Entscheidungsschlacht gegen Philipp von Macedonien gekämpft werden konnte. Noch sind unmittelbar vor Chäronea die Reste des Grabmals vorhanden, das die Thebaner ihren gefallenen Landsleuten errichteten. Auf dem Grab erhob sich ein trotzig dasitzender kolossaler Löwe, jetzt freilich in Stücke zerschlagen von den eigenen Nachkommen der Besiegten.

Wir verfolgten nicht die den Kephisos aufwärts ziehende Strasse, sondern wandten uns links, dem Parnass zu. Durch ein grünes, von Wiesen, Wald und Bächen anmutig belebtes Thal zogen wir empor zu dem malerisch am Abhang hingestreuten Dorfe Dhávlia und spät abends zur Akropolis des alten Daulis: ein unvergesslicher Abend! vor uns dehnte sich die böotische Ebene, rückwärts lag der in Wolken gehüllte Parnass, unten in den dichtbewachsenen grünen Thalschluchten schlug die Nachtigall wie in alten Tagen:

*Qualia sub densis ramorum concinit umbris
Daulias absumpti fata gemens Ityli.*

Aus dem Dorfe herauf tönte Flötenklang: am nächsten Tage, sagte man uns, sollte eine Hochzeit gefeiert werden. Unsere eifrige Wirtin hatte denn auch keine Ruhe, bis sie Einige von der Gesellschaft ins Brauthaus geleitet hatte; hier musste die Aussteuer bewundert werden, und die Gäste wurden bewirtet, auch nach Landesbrauch von der Braut und deren Eltern feierlich geküsst; natürlich wurde der Brautvater nachher von seinen Gästen in unser Quartier gebracht und auch bewirtet. Ein Maler hätte in Dhavlia prächtige Vorwürfe gefunden: die im Baumgrün versteckten stattlichen Häuser, die Dorfgrasse mit Neugierigen, die Wasser holenden Jungfrauen am mächtig sprudelnden Brunnen, die wilden Gestalten der Agogiaten, die am flackernden Herdfeuer patriotische Lieder sangen. Aus der Frühlingsidylle von Dhavlia führte der Weg am nächsten Tage empor in die grossartige Felseinsamkeit des Parnass: eine Gegend ganz vom Charakter der Alpenpässe, an dem „gespaltenen Weg“ vorbei, der die Ödipus-Sage ins Gedächtnis ruft, von Zeit zu Zeit Fichtenwälder, dann wieder jähe Abstürze von Felsen und Geröll, hoch in der Luft kreiste ein Adler. Immer noch an der Südseite des Parnass, wo in beträchtlicher Höhe an den steilen Abhängen ein mühsamer Weinbau betrieben wird, ritten wir durch mehrfache Schluchten aufwärts, bis plötzlich, wie ein Schwalbennest am Felsen klebend, Aráchova erschien. Es war ein lustiger Einzugszug, als die lange Karawane von Reitern, einer hinter dem andern, durch die engen Gassen des Städtchens hinan klomm; Kopf an Kopf erschien an Fenstern und Thüren, auf Dächern und hinter Zäunen; scharenweise drängte sich die sonntäglich geschmückte Bevölkerung, grosse, schönengewachsene Gestalten, um uns und begrüsst die ungewohnten Gäste mit freundlichem Zuruf; auch das Wirtszimmer, in dem wir unsere Mittagsvorräte auspackten, hatte sich bald mit neugierigen Zuschauern dicht gefüllt. Später improvisierten die Mädchen an der Strassenecke einen Tanz, wozu die Burschen alte Freiheitslieder sangen: war doch Arachova 1826 der Schauplatz eines grossen Blutbades, das die tapferen, auf ihre echtgriechische Abkunft stolzen Bewohner unter den Türken anrichteten. Weiter ritten wir bergauf, links den steilen Abhang

und die tiefe Schlucht des Pleistos: da tauchte, als wir um einen Bergvorsprung ritten, überraschend Delphi auf, herrlich im Frühlingsgrün prangend, überragt von den Felsen der Phäriaden.

Noch ruhte die heilige Stadt zum grössten Teile unter den Häusern des Dorfes Kastri, dessen weibliche Jugend wir am Abend über dem Apollotempel ihren feierlichen Reigen schwingen sahen; noch war das kleine Museum in recht dürrigen Räumen untergebracht. Jetzt ist bereits ein Teil von Kastri verschwunden, und die französischen Archäologen sind eifrig an der Ausgrabung, von der sie sich ein zweites Olympia versprochen: eine Hoffnung, die, was die Reichhaltigkeit und Bedeutung der Funde betrifft, bereits glänzend in Erfüllung gegangen ist. Wir gingen zur Quelle Kastalia an die enge Schlucht, die gleich östlich bei Delphi die Phäriaden in zwei Teile teilt, zu dem im üppigen Grün versteckten Kloster, das an der Stelle des alten Gymnasiums liegt, dann zu der langen Inschriftenwand, zu der Stoa der Athener und andern schon aufgedeckten Resten des heiligen Bezirks. Wie schön war der Abend, als wir hinaufstiegen zu den Höhen hinter Delphi! Weithin schweift das Auge über Fels Höhen und grün bewachsene Schluchten südwärts über das alte Kirrha, Itea, über Galaxidhi mit seinen Schiffswerften, den krisäischen Golf und den korinthischen Meerbusen, hinter dem sich der gebirgige Nordrand der Peloponnes mit den Schneeriesen der Kyllene (heute Ziria 2374 m), Aroania (h. Chelmos), des Erymanthos (h. Olonos) erhebt. Die Kinder, welche wir auf den westlich von Delphi gelegenen altertümlichen gepflasterten Tennen trafen, waren höchst verwundert über unsere Landkarten, und den neugierigen jungen Burschen, die hier ihren Sonntags-spaziergang machten, konnten wir kein grösseres Vergnügen bereiten, als sie durch unsere Operngläser die Gegend betrachten zu lassen. Aber wir vergassen auch der Heimat nicht, die sich eben rüstete, das Regierungsjubiläum des Grossherzogs zu feiern; auch wir beteiligten uns an dem Feste, indem wir ein auf dem geheiligten Boden von Delphi entworfenes Glückwunschtelegramm absandten.

Am folgenden Tage führte uns der Weg hinab durch die üppige Ebene von Chryso (Krisa), von da nordwärts durch reich bebauten Gelände und einen Ölbwald, wo uns die ersten Kamele begegneten, — der letzte Rest des alten Transportmittels, der im europäischen Griechenland nur noch auf der Linie Itea-Larissa gebräuchlich ist — dem alten Amphissa, jetzt Sálona, zu. Als wir nach kurzer Rast wieder aufbrachen, gab uns der sorgsame Nomarch zwei Kriegsmänner zur Beschützung im Gebirge mit, doch hatten wir damals wie später keine Gelegenheit, von der Bedeckung Gebrauch zu machen. Jetzt ein herrlicher Aufstieg aus der fruchtbaren Ebene in eine wilde Felsenschlucht und über die Kaki Skala, Mittagslager im steinigen Hochthal bei prächtigem Quellwasser, nachmittags Übergang über den hohen Amblemapass, ein Weg, der an die Doppelsohlen unserer Schuhe harte Ansprüche stellte, aber durch mannigfache landschaftliche Reize entzückte: die dichte Bewaldung, der Ruf des Kukuks und der Gesang der Vögel muteten uns heimlich an. Abends stiegen wir steil hinab ins obere Kephisosthal nach Graviá. Wir waren im Lande Doris. Seltsam kontrastierte das räuberlässige Chani, in dem wir abends bei Rembrandtscher Beleuchtung unsere Erbsensuppe kochten, mit dem prächtigen Denkmal, welches die dankbaren Nachkommen dem tapferen General Odysseus für die Verteidigung Graviás im Jahre 1826 gegen türkische Übermacht gesetzt haben, und dann wieder mit den Damm- und Tunnelbauten, an denen zwei Wiener Unternehmer beschäftigt waren: denn die Arbeiten für die Eisenbahnlinie Piräeus-Larissa waren in vollem Gange, und es fehlt nach Vollendung der Strecke nur noch die Linie über die Grenze

von Larissa nach Saloniki, um Athen in das grosse europäische Bahnnetz aufgenommen zu sehn. Am folgenden Morgen verliessen wir das grüne Kephisosthal: erst durch welliges Terrain, dann auf und ab über tiefere Bergfalten hinan zum Kallidromos: grossartiger Passübergang dem Spercheiosthale zu und hinab den Weg, den hinauf wohl einst Ephialtes die Perser dem Leonidas in den Rücken geführt hatte; vorbei an einer uralten riesigen Ulme und einem Wlachendorfe gelangten wir endlich an den Westeingang der Thermopylen und hielten Mittagsrast bei einem gastfreundlichen Bauer. Die glühende Hitze beeinträchtigte etwas das genauere Studium des Thermopylenkampfes: wir gingen ostwärts bis zu den heissen Schwefelquellen, deren blaugrünes, klares, reichlich zum Meere strömendes Wasser uns ein erwünschtes Bad darbot, dann zurück und über den Spercheios auf der Alamannabrücke, — auch hier wieder vom Blut der Freiheitskämpfer 1826 getränkter Boden — dann durch die reich mit Wein, Tabak, Getreide bestandene, aber sumpfige Ebene, wo keine menschlichen Wohnungen stehn. Links schimmerten die Höhen der Óta und der Kiona, des höchsten Berges in Griechenland (2512 m), ganz hinten der gewaltige Stock des Tymphrestos, rechts der blaue Spiegel des lamischen Golfes; vor uns erschien am Horizont der lange Kamm des Othrys und näher zwischen zwei Hügeln gastlich einladend Lamía mit seiner Zitadelle.

Es war ein Genuss, wieder einmal in zivilisierten Gasthöfen zu übernachten — wo der Wirt sogar Kamm, Bürste und Seife in die Zimmer hatte schaffen lassen! Lamia ist ein reizendes Städtchen der Phthiotis, und die Aussicht von der Zitadelle ins Spercheiosthal und auf den Kranz der Gebirge ringsum, dann über den Golf bis nach Euböa hin ganz prächtig. Wir fuhren dann zu Wagen nach Stylidha und zu Schiff an der Nordseite Euböas vorbei in den Golf von Volo — eine Tagereise. Von hier — aus dem Hafen des alten Iolkos — war einst Iason mit den Argonauten ausgefahren. Wir übernachteten an Bord und erkletterten am folgenden Tage die Höhen über Volo, wo Demetrios der Städtebelagerer die nach seinem Namen benannte dritte »Fessel von Hellas«, Demetrias gegründet hatte, eine Festung, deren Mauerzug sich noch deutlich verfolgen lässt. Wunderbar liegen am baum- und rebenbewachsenen Südadhang des Pelion hingesät drei stattliche Dörfer, an denen wir zuerst sahen, ein wie gesegnetes Land gegen das übrige Griechenland das nunmehr »befreite« Thessalien ist. Hier beginnt auch wieder ein ordentliches Eisenbahnnetz. So war es uns möglich, noch am selben Tage durch die fruchtbare thessalische Ebene vorbei an den Kynoskephalbergen der breiten Schneekuppe des Olymp entgegen nach der alten Aleuadenstadt Lárissa zu fahren. Hier ganz im Norden des Königreichs Griechenland waren nun die Spuren der erst 1881 verschwundenen Türkenherrschaft noch recht sichtbar: nicht nur an Tracht und Sprache der Bevölkerung, die hier noch in national gesonderten Stadtvierteln wohnt, auch an dem Schmutz und der Verwahrlosung auf den Strassen, namentlich aber an den zahlreichen teilweise sehr schönen, aber verödeten und bereits verfallenden Moscheen; besonders malerisch liegt eine zumteil aus antiken Säulen und Inschriftsteinen erbaute an der Peneiosbrücke; nur ward die Freude an dem herrlichen Fluss und der baureichen Ebene etwas gestört durch den widerlichen Anblick der bettelnden Krüppel, die rechts und links in üblicher Weise die Geländer der Brücke garnierten. Einige von uns, die der Gastwirt aus Platzmangel in ein früheres türkisches Haus einquartiert hatte, konnten sich beim Anblick des hölzernen Baues mit seiner zierlichen Treppe, dem stattlichen Vorplatz, auf den die Zimmer mündeten, der säulengetragenen Veranda, welche auf den einst so sorgsam gepflegten Garten ging, lebhaft in ihrer Phantasie die Zeit vergegenwärtigen, da hier ein reicher Pascha gehaust. Aber die reichen

Türken sind wohl nach Saloniki und weiter gezogen. Überall sah man in der Stadt die aufstrebende Bevölkerung der »Befreiten« mit Wegräumen und Neubauen beschäftigt, und bei und in dem neuen Gymnasium zeigte man uns ein kleines Museum mit Inschriften und einigen überraschend schönen Bildwerken. Ein Besuch im Tempethale füllte den ganzen folgenden Tag aus: Wagenfahrt durch die weite, mitunter sumpfige Ebene, in der Büffel grasten, dann Fussmarsch durch das im Altertum hochberühmte Thal des Peneios; die Wände bis oben hinan mit Ulmen, Eichen, Nussbäumen bestanden, dazwischen ein wahres Dickicht von Weissdorn, Rosen, Klematis; die Wanderung war reich an grossartigen und lieblichen Landschaftsbildern, und nur zu rasch kam uns die Rückkehr nach Volo und die Heimfahrt nach Athen. Der grössere Teil der Passagiere unseres kleinen Dampfers »Margarita« bestand aus Hammeln, die dicht im unteren Schiffsraume zusammengepfercht, namentlich bei Eintritt von Regenwetter unsere Geruchsnerven auf eine harte Probe stellten; wir hatten auf der langen Fahrt durch den Euripus die schöngeformten Gebirgszüge Euböas entlang Zeit genug, uns nicht nur in der Unterhaltung mit den stets redelustigen griechischen Passagieren zu üben, sondern auch den Herodot in der Hand und Euböa vor Augen die Schlacht von Artemision zu studieren; sehr interessant war die Fahrt durch die Enge von Chalkis und ein kurzer Besuch der alten einst von Macedoniern, Römern, Venezianern, Türken behaupteten Festung.



Als wir am Abend des 1. Mai* beim schönsten Wetter und lebhaft bewegter See um das Vorgebirge Sunion mit seinen vom Abendrot beleuchteten hochragenden Säulen fuhren, ergriff uns die ganze Herrlichkeit der Landschaft:

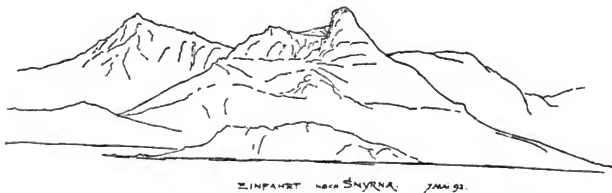
*Ὀλβιος, ὄστις ἰδὼν ἐκεῖνα κοίλαν
εἶσιν ὑπὸ χθόνα:*

Selig, wer solches geschaut, bevor er eingeht
In der Erde bergenden Schoss.

Ein schier wehmütiges Gefühl beschlich uns doch bei dem Gedanken, dass Viele von uns diesen Anblick in ihrem Leben wohl nicht ein zweites Mal haben würden. War doch unser kurzer Aufenthalt in Athen (2.—6. Mai) nur ein tägliches Abschiednehmen von den liebgewonnenen Stätten. Wir besuchten von neuem die Skulpturen des Nationalmuseums: der Saal mit den Gymnasiarchenbildnissen verschaffte uns manch heiteren Augenblick, besonders aber zog uns die unabsehbare Reihe der Grabdenkmäler an, die Vasen-

* 2.—6. Mai Athen. 7.—9. Smyrna, Ephesus, Magnesia a. M. 10.—12. Pergamon. 13.—14. Mytilene. 15.—17. Dardanellen, Troja. 18.—22. Konstantinopel. 23.—24. Konstantinopel-Wien. 25.—26. Wien. 27. Heimkehr.

sammlung, die unvergleichlichen, zumteil erst in neuester Zeit erworbenen Schätze an Terracottafiguren; ein Nachmittag war dem gewaltigen Museum der Inschriften gewidmet, in dem unser sprachkundiger Landsmann, der Ostfrieser Lolling — seitdem auch schon der Wissenschaft durch den Tod entrissen — still und bescheiden die Herrschaft führte; ein Gang galt den Grabmälern des Dipylon; dann verlebten wir noch einen herrlichen Tag, als wir auf der heiligen Strasse am Aphroditeheiligtum bei Dhaphni vorbei und am Meere entlang nach Eleusis fuhren, um unter Dörpfeld's und Demetrios Philios' kundiger Führung die imposanten Ruinen der beiden Propyläen und des grossen Weihetempels der Demeter zu durchwandern: das Glück wollte es, dass wir am Abend, als wir von der Kapelle der Panagia herabstiegen, von wo wir den ganzen heiligen Bezirk, die Ebene und die Bucht von Eleusis überblickt, uns noch des anmutigen Reigentanzes der Eleusinierinnen erfreuen konnten.



Am nächsten Tage schlug die Abschiedsstunde: noch einmal empor zur Burg durch die Propyläen zum Parthenon und Erechtheion, noch ein letzter Gruss vom Nike-tempel an Stadt, Ebene, Meer und Inseln — dann brachte uns die Bahn zum Piräeus, und ein stattlicher ägyptischer Dampfer führte uns der kleinasiatischen Küste zu: die Skizze zeigt den trotzig die rechte Seite des hermäischen Golfs beherrschenden Mimasberg. Am Vormittage des 7. Mai landeten wir in Smyrna. Stolz wehte uns vom Boot des deutschen Konsuls Dr. Stannius die Flagge des deutschen Reiches entgegen, und energisch machte sich der martialische Kawass des Konsulats in stattlicher türkischer Uniform mit seinem Stabe Platz durch die Boote und Passagiere, um uns beim Ausschiffen behilflich zu sein. Schon am Abend vorher waren wir in die Geheimnisse des türkischen Münzwesens eingeweiht worden, eine schwer zu fassende und schwerer zu behaltende Weisheit: aber viel verwirrender war jetzt das Leben und Treiben in den Strassen der Stadt. Ja, das war zum ersten Male der echte Orient, und das Wort „Maskerade“ sagt nicht zu viel! Der Menschenstrom auf den Strassen, nach Gesicht, Tracht, Sprache verschieden, die langen Karawanen von Kamelen, ein Tier am Strick hinter dem andern wandelnd, vorne ein Esel mit dem Führer auf dem Rücken, das Geschrei der Verkäufer, Bettler, Stiefelputzer, Lasträger, die bunten Farben, das grelle Sonnenlicht, das trügerische Pflaster, und nun gar in den halbdunkeln Gewölben der Bazare die Masse der mannigfachsten Waren, um die mit dem Aufwand aller Beredsamkeit von Händler und Käufer gefeilscht wird — alles das wirkt betäubend, bis man zuletzt belustigt im Strome mit schwimmt. Hier sahen wir die ersten rechtgläubigen Moslim sich vor der Moschee am Brunnen waschen, musterten die verschiedenen Quartiere, in denen die Smyrnioten nach Nationalität und Religion getrennt wohnen, das ernste Armenier-, das ärmliche Türken-

viertel mit seinen cypressenübertagten Friedhöfen, das Judenquartier, wo gerade Sabbath war und Alt und Jung festlich geschmückt in der Hausthür oder im Hofe sass, die Jugend auch wohl körperlichen Wettspielen sich hingab, während andere ihr verdorbenes Spanisch redend uns neugierig begleiteten. Einen weiten Blick über den herrlichen Golf von Smyrna, an dessen Nordseite die ältere Stadt lag, und über das Häusermeer der heutigen Stadt gewinnt man vom hohen Pagosberge, der alten Akropolis mit den Resten des früheren geneuesischen Kastells; steigt man nach Norden hinab, so gelangt man zu der idyllisch im Grün der Friedhöfe gelegenen, über den Melesfluss führenden Karawanenbrücke am östlichen Rande der Stadt.

Leider musste ein Ausflug nach Magnesia am Sipylos und Sardes wegen Mangel an Zeit aufgegeben werden: aber auf der südlichen von Engländern gebauten und verwalteten Eisenbahnlinie Smyrna—Aidin (Tralles) fuhren wir Sonntag den 8. Mai nach Ephesus und Magnesia am Mäander. Schon die Eisenbahnfahrt ist reich an wechselnden Landschaftsbildern: die Bahn zieht sich das Thal des Meles hinauf, rechts bleibt der Pagos liegen, dann an den Sommerfrischen der Smyrnioten vorbei, weiter hinab in die Ebene des Käyster, durch Feigenwaldungen nach Ajasuluk und jetzt, das Messogisgebirge in mehreren Tunneln durchschneidend, ins Thal des Mäander zur Station Balatschik. Hier wurden wir von unsern Landsleuten, den mit der Ausgrabung von Magnesia nach Karl Humanns Plan beauftragten Herren Heyne und Kern und dem türkischen Kommissär der Ausgrabungen empfangen; von der Station ist es nicht mehr weit zu den Ruinen des alten Magnesia, das nicht eigentlich am Mäander, sondern an dessen Nebenfluss Lethaios lag. Der berühmte Tempel der Artemis Leukophryne ist in neuerer Zeit genauer als vorher untersucht worden, neue Stücke des Amazonenfrieses — ein Teil war bereits im Louvre — sind gefunden, und in fesselndem Vortrage belehrte uns Herr Heyne über die Architektur, die sich nach den Trümmern vollständig rekonstruieren lässt und über die Baugeschichte des Tempels; auf dem Bahnhof von Balatschik lagerten, zur Versendung nach Deutschland bereit, grosse Architektur- und Skulpturstücke, und in einem Hofe lag eine grosse Menge von teilweise sehr schönen Reliefs und Statuen, über deren Verteilung noch nicht entschieden war. Herr Kern übernahm dann die Führung nach dem westlichen Teile der Stadt, und wir bekamen einen Begriff, mit welchen Schwierigkeiten eine Ausgrabung auf dem sumpfigen Terrain zu kämpfen hat: ein gewaltiger Markt von 200 m Breite mit schönen Propyläen und ausgedehnten Säulenhallen war fast vollständig ausgegraben, und ganze Wände mit Inschriften harrten damals noch ihrer Entzifferung. Es war noch Zeit, das Theater zu besichtigen, dann ruhten wir im Schatten des türkischen Friedhofes und erfuhren von dem türkischen Kommissär, der fliessend französisch sprach, manches Interessante über türkische Zustände; bald nahm uns der Zug auf und führte uns nach Ajasuluk zurück; auf stolzen Rossen trabten wir zu den Ruinen von Ephesus. Vom gefeierten Tempel der Artemis ganz nahe beim Dorfe sind nur kümmerliche Reste erhalten: die aus den Trümmern des Heiligtums erbaute prächtige Moschee Selim ist jetzt selbst Ruine, so gut wie die kleineren Moscheen in der Nähe: auch hier ist das rapide Zurückgehn des türkischen und das Eindringen griechischen Wesens zu bemerken. Leider reichte die Zeit nur zu einem Orientierungsritt um die Stadtberge Pion und Lepra; westlich zog sich auf dem Grad des steilen Koessos die Stadtmauer entlang, und am nordwestlichen Ende des Stadtgebiets bezeichnet eine grüne deutlich abgegrenzte Fläche den versumpften antiken Hafen.

Am Abend waren wir wieder in Smyrna und konnten den nächsten Tag noch dem

Studium der Bazare und des Strassenlebens widmen. Mit einem kleinen Dampfer fuhren wir am 10. Mai von Smyrna in interessanter türkischer und griechischer Gesellschaft morgens acht Uhr ab: der weite Golf leuchtete in seiner ganzen Schönheit, rechts am Strande eine lange Reihe schimmernder Salzhügel, hinter uns die Massen des Sipylos; am Ausgange des Golfs streckte sich links mächtig nach Norden die Halbinsel von Erythrä mit dem Mimasgebirge vor, rechts lag in malerischer Bucht Fodscha, das alte Phokäa. Bald erschien rechts der Golf von Eläa, und weiter tauchten links die hohen Berge von Lesbos auf; an den flachen Arginusen vorbei, hinter denen sich das Kanegebirge erhebt, bogen wir rechts in den Busen von Atarneus und landeten nachmittags in Dikeli, dem Hafensplatze von Pergamon. Humanns Agent hatte hier bereits für uns sechs türkische Wagen bestellt, ganz leichte überdachte, mit Öltuch zu verschliessende Fahrzeuge ohne Bänke, in denen wir uns je zu dreien auf unseren Gepäckstücken, so gut es ging, lagern mussten; die Kutscher verstanden nur türkisch und wandten sich nur zuweilen mit einem lakonischen „tütin“ (Tabak) auf ihrem Sitze um. Es war eine mehr lustige als angenehme Fahrt, die auf der von Humann erbauten, aber schon arg in Verfall geratenen Strasse unsere Knochen gehörig zusammenrüttelte, zumal auch ein gewaltiges Gewitter mit Platzregen sich über uns entlud. Welche Mühe muss es seiner Zeit gemacht haben, die schweren Platten vom Zeusaltar bis zur Einschiffung nach Berlin herabzuschaffen! Der Weg führt durch eine wenig bewohnte, recht trostlose, nur hie und da durch Reiter oder Kamelkarawanen belebte Ebene: rechts taucht die einsame Höhe von Teuthrania auf; erst wenn man weiter das Kaikosthal hinaufkommt, wird die Gegend freundlicher, und gegen Abend sahen wir mit Genugthuung die uns wohlbekannte Silhouette der Burg von Pergamon über die Vorhügel uns entgegenwinken. Und nun erst der Empfang, als wir mit zerschlagenen Gliedern vor dem neubauten Chani ausstiegen! Der greise Dimitrios Makropulos, eine Riesengestalt mit gewaltigem weissem Schnurrbart, begrüßte mit griechischer Herzlichkeit die Ankommenden, besonders seinen alten Freund Fabricius. An Dimitrios hat die deutsche Regierung die Überwachung der Ruinen und der zwei burghütenden Kawassen übertragen. Die Abendtafel stand im Flur des Chanis schon gedeckt — ein Speisezimmer giebt es nicht — und unser Nestor unterhielt in sprudelnder Beredsamkeit unsere Führer mit Neuigkeiten und schwelgte in der Erinnerung an die deutschen Ausgrabungen. Ein schönes Andenken an die Zeit, da hier deutsche Architekten und Archäologen zusammen gearbeitet haben, ist das damals von ihnen bewohnte „Pergamonhaus“, das Kyps mit Künstlerhand sinnig verziert hat. Und es war rührend zu sehn, wie bei Wanderungen durch die Stadt bald hier bald dort ein biederer Grieche herbeilief und mit herzlicher Freude Fabricius begrüßte, der früher längere Zeit in Pergamon mitgearbeitet.

Unser Aufenthalt in Pergamon dauerte drei Tage. Man wird nicht erwarten, dass ich von der Herrlichkeit der Bauten, die den Anwesenden bekannt sind, eine ausführliche Schilderung gebe. Wir haben trotz des schlechten Wetters, dank dem Eifer und der Sorgsamkeit unserer Führer von der Baugeschichte der Stadt und von der wunderbaren Ausnutzung der Bodenbeschaffenheit der Akropolis durch die alten Architekten eine Vorstellung gewonnen, wie es nur an Ort und Stelle möglich ist. Wie das auf den Bergabsätzen über einander lag in weitem Raume und eins vom andern deutlich geschieden! erst der Markt mit seinen Hallen und dem Dionysosheiligtum, dann die weite Fläche des Zeusaltars, darüber der Athenatempel mit der Bibliothek und den geräumigen nach Süden und Westen geöffneten zweistöckigen Hallen, westlich darunter nach dem Selinusthal das Theater und die über 200 m lange grosse Terrasse, hoch oben dann die Königspaläste

und das mächtige Trajaneum, endlich ganz an der Nordspitze des Bergs der Faustina-tempel, dessen Säulentrommeln später in die Umfassungsmauer eingebaut sind, dass sie aussehn wie die aufeinander geschichteten Fässer einer athenischen Weinstube. Einen unbeschreiblich schönen Blick genießt man von der Höhe auf das Häusergewirr der modernen Stadt, die Cypressen, Minarehs und Moscheen, auf die fruchtbare Ebene mit ihren kegelförmigen Grabhügeln und weit den Kaikos hinab zum Meere, das links die Berge von Phokäa, rechts das Kanegebirge, hinten der Mimas begrenzen; denkt man sich diese entzückende Gegend in ihrer alten Blüte, reich bevölkert und angebaut, die Königsbauten der Burg in ihrer vollen künstlerischen Pracht, so begreift man, wie viel Horaz mit *Attaliciis condicionibus* sagen konnte. Unvergesslich wird uns der Abend bleiben, als wir nach eifriger Durchforschung der Wasserleitungen im Norden der Burg auf der Ostseite derselben im schattigen Ketaiosthal nach Pergamon heimkehrten, Stadt und Ebene im Schein der untergehenden Sonne vor uns; nach dem Essen sassen wir im weiten Hof des Chani beim Sternenschein mit einigen Griechen aus Pergamon beisammen, die uns manches erzählten, was auf das langsame aber sichere Vordringen des Griechentums auch in diesen Gegenden schliessen lässt.

Die Zähigkeit der Griechen, unter fremder Herrschaft ihre Nationalität und Sprache zu behaupten, lernten wir bei unserer Rückkehr nach Dikeli kennen. Der Arzt und der Lehrer des kleinen Ortes baten uns, bis unser Dampfer käme, ihre Kirche und Schule in Augenschein zu nehmen; der Ort, welcher vor 20 Jahren noch aus einigen Hütten bestand, zählt jetzt über 3000 Einwohner, und diese haben, ganz auf sich angewiesen, sich eine stattliche Kirche erbaut, die jetzt freilich noch etwas unfertig aussieht. Die Schule war in zwei ganz kleinen Räumen untergebracht, die allerbescheidensten Anschauungsmittel, wie wir sie vor fünfzig Jahren hatten, hingen an den Wänden, nur ein Prachtstück war da: eine grosse Reimersche Wandkarte von Europa, ein Geschenk des Verlegers; doch fehlte das für die Schuljugend wichtigste Stück, das Quadrat mit der Balkanhalbinsel: das war, wie man uns sagte, auf der Reise verloren (!) gegangen. Es hat etwas Rührendes, wie diese Griechen in der Diaspora mit ihren bescheidenen Mitteln alles aufbieten, um ihren Kindern eine tüchtige Bildung in ihrer Muttersprache zu geben.

Am Nachmittag des 13. Mai landeten wir in Mytilene; prächtig liegt die freundliche Stadt mit dem alten genuesischen Kastro zwischen zwei Meeresebenen; wir überschauten sie am besten, als wir unter liebenswürdiger einheimischer Führung nach dem wohlhabenden im Grün versteckten Dorfe Chalikes emporstiegen und von da noch höher auf die Höhe der Halbinsel, welche die Südostecke von Lesbos bildet und den Golf von Hiera begrenzt. Da sieht man, wie sorgfältig das Land angebaut ist, wie reich namentlich die Ölwaldungen sind; die Lage der Stadt zwischen zwei Häfen, die üppige Vegetation, der ganze Charakter der Landschaft erinnert auffallend an Korfu: auch hier könnte Alkinoos gewohnt haben! Weithin reicht der Blick ostwärts nach der kleinasiatischen Küste und den Bergen, die die Kaikosebene begrenzen; über den Golf von Hiera herüber schimmern sechs grosse Dörfer aus dem Olivengrün hervor, weiter rechts blickt die runde Kuppe des lesbischen Olympe herüber. Ein Ausflug nach dem nördlich von Mytilene gelegenen Dorfe Moria und der in der Nähe gelegenen mächtigen römischen Wasserleitung ward am Nachmittag unternommen: spät Abends schifften wir uns auf dem eleganten ägyptischen Dampfer Prinz Abbas ein und hatten am folgenden Morgen, als der Dampfer an der Küste von Troas und an Tenedos vorbeifuhr, Musse genug, an der buntgemischten europäischen und orientalischen Reisegesellschaft unsere Studien zu machen.

Zahlreiche uns begehende Dampfer, grosse und kleine Segelschiffe erinnern daran, dass wir uns einer vielbefahrenen Wasserstrasse nähern. Schon zeigt sich auf deichartig erhöhtem Küstenstreif Jeni-Schehr mit seinen Windmühlen, das alte Sigeion, jetzt der sog. Grabhügel des Achilleus und gleich darauf in sumpfiger Niederung, die ein Flussdelta vermuten lässt, die Befestigungen von Kum-Kaleh; man erkennt auch die Schutthügel von Troja, in weiter Ferne dahinter hochragend die Schneemassen des Idagebirges. Wir bogen in den Hellespont ein, und zur Linken zeigte sich die kahle Küste der thrakischen Chersones. Nach Troja zu gelangen, ist nicht so leicht; unser Dampfer legte nicht in Kum-Kaleh an, sondern erst nördlich in der Dardanellenstadt (Tschanak-Kalessi), und von hier fuhren wir mit einem eigenen Dampfer wieder nach Kum-Kaleh zurück; Aus- und Einschiffung sind hier trotz der in die Brandung hineingebauten Landungsbrücke nicht nur wegen der Hellespontströmung sehr umständlich; aber wir hatten an diesem Tage noch Zeit, Pferde für den nächsten Morgen zu bestellen, dem Kaimakam einen feierlichen Besuch zu machen, und durch einen Spaziergang nach den zwei nächsten Grabhügeln und nach dem weitschauenden Jeni-Schehr uns über die Küste des Hellespont und die Flussläufe der Ebene zu orientieren. Wir schiffen uns wieder ein und erlebten einen wunderbaren Sonnenuntergang: hinter der Spitze der Chersones streckte sich Imbros hin, und darüber reckte sich trotzig in weiter Ferne die zackige Höhe von Samothrake. Dann ging das Schiff an der europäischen Seite vor Anker, und wir übernachteten an Bord, ein Teil



auf dem Verdeck. Am Morgen wieder Ausschiffung mit den üblichen Fährlichkeiten; am Ufer standen schon die „rossezählenden Troer“ mit ihren wiehernden Hengsten, um uns den Skamander entlang nach Hissarlik zu geleiten. Troja ist zuerst eine grosse Enttäuschung. Wir waren nicht nur von dem geringen Umfange der Akropolis überrascht: auch die Menge der über und durcheinander gehenden Mauerzüge wirkt viel verwirrender, als man nach dem Plan Dörpfelds glauben sollte. Aber es gelang Studniczka vortrefflich, uns die verschiedenen Schichten erkennen und verfolgen zu lassen, an deren Erforschung sich die Diagnose Dörpfelds so glänzend bewährt hat. Wir gingen von den Palastbauten der Mitte aus, um dann die Burgmauern und Thore im Südwesten, Süden und Südosten zu betrachten, und mussten gestehn, dass Bauten wie der südwestliche Thorweg auch in ihrem jetzigen Zustande einen recht stattlichen Anblick gewähren. Damals freilich konnten wir noch nicht ahnen, wie grossartige Entdeckungen Dörpfeld noch für die Jahre 1893 und 1894 beschieden sein sollten. Wer von Hissarlik nach dem Hellespont zu die weite Ebene zu seinen Füssen überschaut, wird allein schon durch die Landschaft und durch die Lage der Burg überzeugt, dass hier und nicht bei dem viel höheren, aber auch viel weiter entfernten Bunar-Baschi die Stadt gelegen hat, die der Dichter der Ilias voraussetzt. Nur zu bald mussten wir die „windige“ Troja, die ihren homerischen Beinamen vollauf rechtfertigte, wieder verlassen, um noch nach Jeni-Schehr zu gelangen, wo unser Mittagstisch im griechischen Schulhause bereit stand und Mancher noch ein troisches Altertum erhandelte. Unser Dampfer brachte uns den Abend noch nach den Dardanellen, und am

17. Mai konnten wir während der langen Fahrt durchs Marmarameer mit Musse unsere Vorstudien für Konstantinopel machen: wir kamen Abends noch eben rechtzeitig, um in der untergehenden Sonne die vielgepriesene Lage der Sultanstadt bewundern zu können. Kein Wort weiter über diesen oft beschriebenen Anblick! Wir bogen um die Serailandspitze, rechts zeigte man uns den massigen Bau der deutschen Botschaft, und der Dampfer warf am Eingang des goldenen Horns nahe bei der Sultan-Valide-Brücke Anker in einem unabsehbaren Gewimmel von Schiffen.

Wer vermöchte in Kürze eine Schilderung all des Merkwürdigen und Herrlichen zu geben, das wir während unseres fünftägigen Aufenthalts in Konstantinopel mit immer neuem Staunen gesehn! Nur bei genauer Zeiteinteilung und mit Hilfe zweier Dragomane war es möglich, einen so kurzen Besuch so auszubenten. Ich erwähne nur den Besuch der Aja Sophia, der Bajazeth- und Suleimanije-Moschee, der Sultanspaläste, mehrerer Sultansgräber, der riesigen Bazare, Waren- und Quartierhäuser (Hane), die feierliche Auffahrt des Sultans am Freitage, den Abend beim deutschen Botschafter v. Radowitz, der uns seine schönen Antiken zeigte, die Fahrt auf den Bosphorus, der an landschaftlichem Reiz den italienischen Seen vergleichbar ist, den Ausflug nach den paradiesisch gelegenen Prinzeninseln, die hochinteressante Wanderung um die byzantinische Stadtmauer von Stambul. Auf dem Atmeidan betrachteten wir uns das plattäische Weihgeschenk, die Schlangensäule, deren Inschrift Fabricius zum ersten Male richtig gelesen hat. Besonders aber fesselte uns das im prächtigen Tschinili-Kiosk untergebrachte Museum nicht nur durch einen Teil der Schliemannschen Funde, Altertümer aus Cypern und Kreta, zum Teil sehr schöne Skulpturen aus Tarsos, Tralles, Pergamon, Kyzikos, sondern vor allen durch die im Jahre 1887 zu Sidon entdeckten griechischen Sarkophage mit Bildschmuck, unter denen namentlich zwei uns durch ihre Schönheit in das grösste Staunen versetzten. Das Relief des einen stellt rund um den Sarkophag laufend eine Säulenhalle in edelstem ionischen Stil vor, in den Zwischenräumen der Säulen 18 weibliche Figuren mit dem mannigfaltigsten Ausdruck gemessener Trauer: ein auch für einen bedeutenden Bildhauer schwieriger Vorwurf! Der zweite Sarkophag, in dem man zuerst den Alexanders des Grossen erkennen wollte, enthält an seinen beiden Langseiten eine Löwenjagd und eine in einigen Motiven an das Mosaik der Alexanderschlacht erinnernde Schlacht zwischen Persern und Griechen: besonders die letztere Darstellung wirkt durch die Schönheit der Komposition, den Adel aller Formen, die Feinheit der Ausführung und nicht am wenigsten durch die besser als an anderen Bildwerken erhaltene, äusserst zart abgetönte Bemalung geradezu ergreifend. Der Sarkophag muss von einem Künstler ersten Ranges stammen, aber die ausgestellten Photographien können Ihnen nur einen schwachen Begriff von der Höhe dieser Kunstleistung geben. Nachdem der Direktor Hamdi-Bey in Verbindung mit Reinach eine Publikation dieser Sarkophage begonnen, hat Studniczka in einem Vortrage auf der Wiener Philologenversammlung die Vermutung begründet, dass der dargestellte Kampf die Schlacht bei Issos darstellt, die Alexander dem Grossen die Eroberung Phönikiens ermöglichte, und dass der Sarkophag dem von Alexander dem Grossen eben in Sidon eingesetzten Könige Abdalonymos angehört.

Am Abend des 22. Mai sagten wir Konstantinopel Lebewohl und waren nach 48stündiger Eisenbahnfahrt, die landschaftlich noch manches Interessante bot, am 24. Mai in Wien; die zwei nächsten Tage haben wir noch möglichst benutzt,

um in der Antikensammlung die Vasen, Bronzen und namentlich die lykischen Skulpturen von Gjölbashi zu betrachten, wobei wir uns der freundlichen Führung des Herrn Dr. von Schneider zu erfreuen hatten. Auch der reichen Gemäldegalerie und der Theaterausstellung wurde ein kurzer Besuch zugedacht. Beim letzten gemeinsamen Mittagessen sprachen wir unsern beiden Leitern noch in aller Form unsern tiefgefühlten Dank aus, und am 27. waren wir wieder in der Heimat.

So war die schöne Reise zu Ende gegangen ohne jeden Unfall und auch sonst vom Glücke mehrfach begünstigt. War sie natürlich für uns alle ein hoher Genuss, so war sie doch nichts weniger als eine Erholungsreise; von Anfang bis zu Ende hat es an Anstrengungen jeder Art nicht gefehlt, und an die Willenskraft des Einzelnen sind oft harte Anforderungen gestellt worden. Aber mit Recht: denn ohne die straffte Ordnung und Zusammenfassung aller Kräfte wäre es nicht möglich gewesen den Plan dieser Reise durchzuführen. Dass alles schliesslich so gut ging, haben wir nicht zum geringen Teil der vortrefflichen Reisedisposition zuzuschreiben, welche die Führer nach ihren eigenen Erfahrungen in Griechenland und Kleinasien selbständig entworfen und an uns erprobt haben. So wechselte stets mehrtägige Wanderung mit ständigem Aufenthalt, Museenbesuch mit topographischen Studien, Vortrag mit Diskussion — und es konnte keine Erschöpfung aufkommen. Wo es zu befürchten war, haben wir uns selbst wohl einmal einen freien Tag ausgebenen.

Nun sind wir wieder zurück und sollen sagen, was wir heimgebracht. Wir hatten uns für die Reise vorbereitet, so gut es eben Jedem möglich war: aber wir haben die Unzulänglichkeit dieser Vorbereitung oft genug empfinden müssen. So bringen wir vor allem den lebhaften Wunsch nach Hause, die reiche Fülle der Eindrücke, die wir gesammelt haben, zu ordnen und zu verarbeiten, in Musee all das Gesehene durch ein wiederholtes Studium der Quellen und der uns zugänglichen Literatur uns möglichst zu eigen zu machen. Wir kommen von der Reise zurück, nicht müde, sondern erfrischt, begierig weiter zu forschen und, wo unser Beruf uns Gelegenheit bietet, das Erlebte zu verwerten.

Die Verheissungen des Reiseprogramms haben sich glänzend erfüllt. Die geographische Beschaffenheit des griechischen Bodens haben wir an den verschiedensten Beispielen kennen gelernt: Bergländer wie Arkadien und reiche Ebenen wie in Thessalien und Kleinasien, Fluss und Gebirge in ihrer Wechselwirkung, die Grenzscheiden der einzelnen Landschaften, die Passübergänge und die Meeresstrassen, die reich gegliederte Küsten- und Inselwelt; und in diesem so vielgestaltigen Lande sahen wir eine eben so grosse Mannigfaltigkeit in Vegetation, Anbau, Lebensweise der Bewohner. Wie anschaulich wird dem Reisenden an Ort und Stelle die geschichtliche Thatsache, dass gerade die Enge der einzelnen Landschaften, ihre Trennung durch natürliche Grenzen, und dabei doch ihre Zugänglichkeit auf Land- und Seewegen den dürtigeren Nachbarn nach Eroberungen lüster machte und so die fortwährenden Grenzstreitigkeiten und kleinen Kriege und damit die politische Zerstückelung des alten Griechenland zur Folge hatte; man begreift den Anspruch des Spartanerkönigs bei Herodot, dass die Armut immer eine Genossin von Hellas gewesen, man begreift aber auch, wie hierin ein mächtiger Zwang zur Ausbildung jeder körperlichen und geistigen Energie lag, wie dann der in jeder Landschaft sich geradezu aufdrängende Anblick des Meeres vor allem die begabteren Stämme zu gefahrvollen, aber lohnenden Zügen in die weite Ferne locken musste.

Die wichtigsten Mittelpunkte antiker Staatenbildung, Burg- und Städteanlagen von der ältesten bis zur perikleischen, hellenistischen und byzantinischen Zeit, Festungs- und Hafengebäude haben wir in ihren Einzelheiten an Ort und Stelle unter Fabricius' kundiger Leitung studiert, ebenso wie die geschichtlich wichtigen Schlachtfelder, an denen uns unser Weg vorbeiführte. Was wir für das Verständnis der griechischen Architektur besonders Dörpfeld verdanken, ist schon erwähnt: all die Dinge, für welche die Anschauung an Ort und Stelle so wichtig ist, die Technik des Lehmziegel-, Holz- und Steinbaus, die Baugeschichte der Tempel und Theater, die Entwicklung des Ornaments kam von Troja, Mykene, Tiryns an bis zu den Meisterwerken der Akropolis und den Prachtbauten der Diadochenzeit und der römischen Kaiserherrschaft vielfach zur Sprache. Wie bietet nur Athen mit seinen Überresten einen vollständigen Überblick der alten Geschichte von den Zeiten des Pisistratos bis auf Attalos, Augustus, Hadrian! Unmöglich aber wäre es, im einzelnen aufzuzählen, wie wir vor den Originalen der griechischen Plastik durch Studniczka's lebendige und feinsinnige Vorträge gefördert worden sind: auch in dieser Beziehung war Athen ein Glanzpunkt der Reise; ich hebe beispielsweise nur die zahlreichen aus dem Perserschutt der Akropolis wiedererstandenen Bildwerke hervor, in denen unser Führer wie kaum ein anderer heimisch ist: in dem Saal der sog. »Tanten«, dieser altertümlichen weiblichen Gewandstatuen, die sich jetzt mit freundlichem Lächeln wieder des Tageslichts freuen, hat er uns seine Forschungen über die altgriechische Tracht mit einem Plaid ad hominem demonstriert; ebenso konnten wir uns vor dem auch im Schutt der Akropolis gefundenen Perserreiter durch den Augenschein von der Richtigkeit seiner schönen Entdeckung überzeugen, dass dieser Perserreiter nichts anderes ist als ein Weihgeschenk für den Sieg des Miltiades bei Marathon. Die gegen Studniczka gemachten Einwendungen haben mich auch später nicht zu überzeugen vermocht.

Dass wir schliesslich über der Vergangenheit das Leben der Gegenwart nicht vergessen, wie es in so wechselnden und bunten Bildern sich täglich unsern Augen darbietet, brauche ich nur anzudeuten. Wer von uns könnte die Szenen vergessen, die an den Ostertagen sich in den Strassen und Kirchen Athens entwickelten? wie vom Lande die Schäfer mit Tausenden von Lämmern in der Stadt eintreffen, wie sich dann der Hausvater in eigener Person wie bei uns vor Weihnachten den Christbaum, so in Athen auf dem Lämmermarkt sein Osterlamm einkauft, wie am Charfreitag Abend ein lautes Treiben herrscht wie bei uns in der Neujahrsnacht, lange Züge singend und mit Kerzen in der Hand durch die Strassen ziehen, die jungen Leute im Knopfloch statt der Blumen einen Schwärmer, den sie im dichtesten Menschengewühl abbrennen; wie in der Nacht vom Ostersonntag auf Sonntag die Kirchen zum Ersticken voll sind von Gläubigen, die ihre Kerzenspende der Panagia oder dem Küster darbringen, bis um Mitternacht der Ruf ertönt: *Χριστός ἀνέστη!* (Christ ist erstanden), alles sich umarmt, der Priester das Heiligenbild zum Kusse herumträgt und nun die Menge, durch kirchliche Satzung für die drei letzten Tage auf den Genuss von Wasser und Brot beschränkt, fröhlich hinausströmt, um zu Hause oder in den Wirtschaften zum Genuss des Osterlammes zu schreiten, das man oft auf den Strassen an langen bohnenstangenartigen Holzspießen braten sieht. Am Osterdienstag führen wir nach Megara: den ganzen Tag tanzten hier die Frauen und Jungfrauen der Stadt — auch Damen aus Athen sollen sich eigens ein Nationalkostüm anfertigen lassen, um hier mitzumachen — in festlichen Gewändern, den mit Goldmünzen gesäumten Schleier gracios ums Haupt geschlungen, in langen Reihen von 20—50 sich an den Händen fassend:

ἀλλήλων ἐπὶ καρπῷ χειρὸς ἐχουσαι,

wie schon die Tanzenden in der homerischen Beschreibung des Achilleusschildes; es ist ein gravitatischer Tanzschritt, der mit unsern Tänzen nichts gemein hat: drei Schritte vor, drei rückwärts, drei rechts und drei wieder links, unermülich, Stunden lang, einformig, aber doch ein höchst anmutiger Anblick. Dabei singen sie näselnd wie alle Griechen ihre schwermütig klingenden Volkslieder ab, nur eine Geige und ein Clarinett bilden die Begleitung. Es tanzten nur Frauen und Mädchen; erst gegen Abend bewegten sich je zwei Männer in etwas kunstvolleren Figuren, auch ein einziger als Flügelmann und Vortänzer der Frauen, aber er reichte seiner Nachbarin nicht die Hand, sondern nur den Zipfel seines weissen Schnupftuchs. Wir haben uns auch einmal ins Theater gewagt, aber von der feierlichen Tragödie »Galathea«, der das Publikum mit grosser Andacht zuhörte, nicht viel mehr als den Gang der Handlung verstanden. Heftig tobte in Athen der Parteikampf zwischen den Anhängern von Trikupis und Delijiannis, und die abendlichen Fackelzüge zu Ehren des einen oder andern nahmen kein Ende; wenn wir abends uns noch ein Glas von dem feurigen Santorin munden liessen, kam der Lärm die Strasse herauf, voran Fackelträger, dann eine lange Reihe Droschken mit fahnschwingenden Patrioten, auch wohl mit den bekränzten lebensgrossen Bildern der gefeierten Parteiführer; man hörte vaterländische Lieder oder tausendfach das Schlagwort Eläa! (*ἐλαία*, Olive, das auf Hüten und im Knopfloch getragene Wahrzeichen der Trikupisten), ein andermal den unablässig im Takte wiederholten Ruf: Endeke! endeke! (*ἔνδεκα*: die elf für Attika aufgestellten Kandidaten): stolz erklärten dann unsere Kellner, sie gehörten zur Partei Delijiannis.

Politik ist die Leidenschaft eines jeden Griechen, und so waren uns die Leitartikel der Zeitungen stets eine ergötzliche Lektüre: denn die griechischen Journalisten wissen ein noch ganz anderes Pathos zu entwickeln als ihre Kollegen in Frankreich und Italien. Eine Zeitung hatte in einem vergleichenden Überblick alles Gute, was Delijiannis als Premierminister gethan, mit allem Schlimmen zusammengestellt, was Trikupis während seiner Verwaltung verschuldet haben sollte; diesen Artikel ironisierte ein gegnerisches Blatt mit einem Aufsatz, der etwa begann: »Unsere geehrte Kollegin hat noch lange nicht alles Unheil aufgezählt, woran Trikupis Schuld ist; die Griechen wurden 338 v. Chr. bei Chäronea von den Macedoniern geschlagen — Schuld ist Trikupis; Korinth wurde 146 v. Chr. von den Römern zerstört — Schuld ist Trikupis;« und so weiter, spaltenlang, ohne eine Ermüdung der Leser befürchten zu müssen. Auf der Inselreise hatte die Byzantion einen Berichterstatter der »Akropolis« an Bord, der gleich nachher in seiner Zeitung eine schwungvolle Schilderung seiner Erlebnisse veröffentlichte. Mit dichterischer Begeisterung preist er erst das ägäische Meer, dann den schmucken Dampfer. Und welch schimmernder, glänzender Delphin trug auf seinem Rücken diese internationale wissenschaftliche Gesellschaft? Die Byzantion! der erste der drei neuen Dampfer der Panhellenios-Gesellschaft. Die Byzantion mit ihrem hübschen, lebendigen, liebenswürdigen, braven Kapitän! Fünfzig Jahre auf See. Sein Haar weiss wie der Schaum der Welle, er rot wie ein Hummer, eine Mohnblume, er mit seinem warmen Herzen, das glüht wie der siedende Kessel seines Schiffes. Eine einzige Gestalt, unser Kapitän! Vor zwei Jahren entschloss er sich, endlich das Meer zu verlassen. Ich bin alt und müde geworden, sagte er mir, und ich habe mir überlegt, dass es Zeit war, mich auszuruhen. Ich suchte um Pensionierung nach, erhielt sie und zog mich aufs Trockene zurück; ich mietete ein Zimmer und erholte mich — aber vergebens! ich verlor Schlaf und Appetit. Nach wenigen Tagen lief ich zum Direktor der

Gesellschaft und sag' ihm: Bei Gott! schick mich wieder an Bord, sonst werd' ich auf dem Lande sterben. Und schau, da bin ich wieder auf der See. Wie Euch das Meer zusetzt, so können wir Seeleute das Festland nicht vertragen. . . . Der Oberleiter dieses archäologischen Ausflugs war der an Geist und Körper jugendlich frische Professor Dörpfeld, der Vorstand des deutschen archäologischen Instituts. Ein Goldmensch! Das glaubt keiner, dass jene freundliche, heitere, bis jetzt jugendliche Stirne solche Schätze des Wissens in sich birgt. Er ist ein archäologischer Revolutionär. Er hat die ganzen herrschenden Theorien über das Theater umgestossen. Und wie gehorsam sind diese Deutschen! Wie ordneten sie sich alle seinen Befehlen unter und den Bestimmungen des Programms! Kein Widerspruch, niemals eine Widerrede! Wenn das Griechen wären, würden wir noch nicht vom Ausfluge zurück sein, weil wir noch fragten, von wo wir zurückkehren werden und wann! »Dann eine höchst schmeichelhafte Schilderung der mitfahrenden Damen, dann die Tischgesellschaft: »Nachdenkliche, ernste Gesichter! Vorstellung: da ist Herr Steub, Herausgeber des Thukydides; Fabricius, hervorragender Universitätslehrer; Studniczka, ausgezeichnete Archäologin u. s. w. Ach, ich kenne Sie: Sie haben eine glänzende Abhandlung über die antike Tracht geschrieben! — Ich danke Ihnen, sehr verbunden! — Er spricht, wie wenn er ein Pfund Honig im Munde hätte! . . . Und welchen Appetit haben alle! Wahre Helden! Wenn sie die in der Pfanne gebratenen ganzen Ochsen hätten, die Aristophanes erwähnt, sie würden sie mit Freuden heruntbringen, diese gelehrten Ausleger des Altertums. Welche Gesundheit, ja welche Gesundheit besitzt dieses Deutschland! Diese Gesundheit hat Frankreich bewältigt (*εφαγε*: a mangé), diese Gesundheit wird die Welt bewältigen. Mit dieser Gesundheit bewältigen (*ερωγουν*) sie die Bücher, verschlingen (*καταπιουν*) die unverdaulichsten Schriften — — Was sollen wir thun, wir Zärtlinge — ? Griechen! fangt an, Schweinefleisch zu essen und Bier zu trinken!« Mit einem Hinweis auf die lateinischen Rassen, die „morsch und erschöpft sind“, schliesst der Verfasser seine patriotische Mahnung, um in seinem Reisebericht fortzufahren.

Keinen von uns hat es gereut, vor der Reise sich ein wenig mit dem Neugriechischen vertraut gemacht zu haben: denn noch mehr als für Italien gilt für Griechenland, dass der Reisende sich manches Genusses beraubt, wenn er sich nicht wenigstens notdürftig in der Landessprache unterhalten kann. Was aber dem Griechen seine Muttersprache besonders lieb macht, das ist die verhältnismässige Reinheit, die sie sich bewahrt hat und der stete Zusammenhang, den der Grieche durch sie mit Litteratur und Geschichte des alten Hellas unterhält: die kleinen Schulknaben, die uns in Salona begegneten mit Xenophons Anabasis in der Hand, waren uns dafür sprechende Zeugen. Gerade das gab aber auch unsern neugriechischen Studien einen besonderen Reiz. Eine starke Strömung sucht das moderne Griechisch, namentlich das gedruckte, mehr und mehr der antiken Litteratursprache anzunähern, während Andere die Volkssprache als das natürliche Entwicklungsprodukt von Jahrhunderten unverfälscht bewahren wollen. Dieser Kampf des Archaismus mit der Vulgärsprache, der sich wohl noch lange hinziehen wird, bewegt alle Teile der Bevölkerung, und wir hörten oft selbst unstudierte Leute sich an Diskussionen über Alt- und Neugriechisch beteiligen. Besonders ist man darauf aus, Fremdwörter, zumal türkische, auszumerzen; für das alte *παουρτζής* (türk. Schuhmacher) gebraucht man jetzt vornehmer das lange *εποδηματοποιός*, für *βαπόρι* (aus ital. *vapore*, Dampfschiff) *άτμόπλοιο*, für *σαμπούι* (*jambon*) *χοιρομέριον* u. s. f. Aber gerade dieses Interesse für die Muttersprache, das sich selbst beim ge-

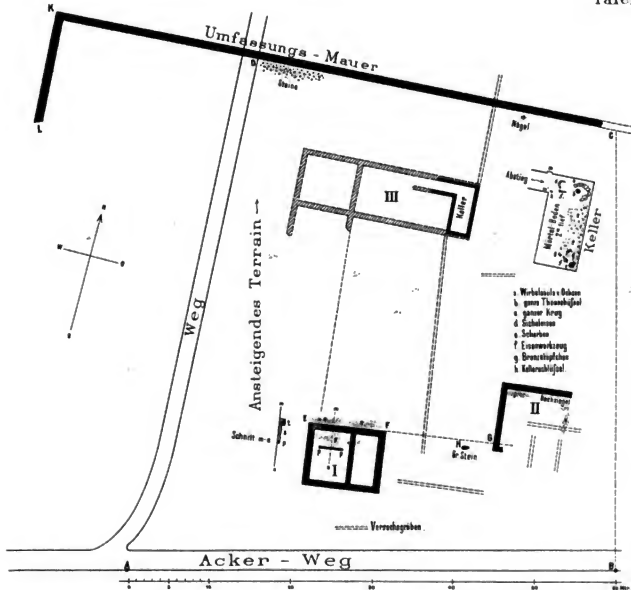
meinen Mann in etwas possierlicher Weise äussert, wie auch der Fanatismus für die moderne Aussprache der altgriechischen Buchstaben, es ist mit ein Beweis für das glühende Nationalgefühl und für das rege geistige Streben, das dieses bewegliche und begabte Volk bis in die tiefsten Schichten durchdringt. In der That wird dies der antiken Sprache angenäherte Neugriechisch als Verkehrs- und Geschäftssprache von Jahr zu Jahr in der Levante mehr Boden gewinnen; auf manchen für Schulreform schwärmenden Vater, der nicht einsieht, wozu sein Sohn Griechisch lernen muss, dürfte am Ende vielleicht die Erwägung einigen Eindruck machen, dass ein tüchtiger griechischer Schulsack für einen schwunghaften Wein- und Korinthenhandel von ausserordentlicher Rentabilität sein könnte. Den Griechen aber macht der ideale Sinn, mit dem sie überall ihre Sprache und Nationalität hochhalten und fördern, alle Ehre. Wo selbst bei den unteren Klassen ein so reger Trieb nach geistiger Bildung — von einem »Bildungshungrer« hat man mit Recht gesprochen — vorhanden ist, wo überall, soweit die griechische Zunge klingt, für Schulanstalten so hochherzige Opfer gebracht werden, wie wir es selbst studien und glaubhaft versichern hörten, da ist trotz aller Parteileidenschaft, trotz aller finanziellen Schwierigkeiten von dieser intelligenten und begeisterten Nation noch viel Grösseres zu erwarten, als sie nach ihrer Befreiung von jahrhundertelangem Druck bis jetzt hat leisten können. Dies letzte möge man doch billigerweise bedenken. Wir haben trotz aller kleinen Unarten, die von den Feinden der Griechen so übertrieben werden, überall den Eindruck eines mächtig aufstrebenden Volkes gewonnen, dem noch eine schöne Zukunft beschieden ist.

Nur zu sehr bin ich mir bewusst, wie lückenhaft und flüchtig dieser Bericht über unsere Erlebnisse ist. Doch ist mir eines vielleicht gelungen: zu zeigen, wie unendlich reich der Ertrag dieser Reise gewesen ist, die uns eine erhebende Erinnerung für unser ganzes Leben bleiben wird. Nie wollen wir des Dankes vergessen gegen alle diejenigen, welche uns die Reise ermöglicht, sie so leicht, so genussreich und so fruchtbringend gemacht haben. Dank gebührt unserm grossen deutschen Vaterlande und den Vertretern des Reiches, das uns überall freundliche Aufnahme sicherte und, wenn es nötig gewesen wäre, auch seinen Schutz gewährt hätte. Ehrfurchtsvollen und herzlichen Dank widmen wir Ihren Königlichen Hoheiten dem Grossherzog und der Grossherzogin, welche durch huldvolle persönliche Teilnahme und reiche Spenden ein Unternehmen gefördert haben, mit dem Baden den übrigen deutschen Staaten vorangegangen ist. Wir danken dem Grossh. Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts, der hohen Oberschulbehörde und den Landständen, welche teils durch Bewilligung staatlicher Mittel, teils durch Beurlaubung der Teilnehmer und Sorge für ihre Vertretung die Reise schliesslich möglich gemacht haben, insbesondere Sr. Exz. dem Herrn Geheimerat Nokk und dem Herrn Geh. Oberregierungsrat Arnspurger, welche in dieser Angelegenheit ganz ihrem warmen Interesse für die klassischen Studien haben Ausdruck geben können. Von ganzem Herzen danken wir endlich nochmals unsern Führern, den Herren Studniczka und Fabricius. Es stünde mir schlecht an, hier auszuführen, wie ausserordentlich geeignet zur Leitung der Studienreise gerade diese beiden Gelehrten gewesen sind durch die Sachkenntnis und Erfahrung, die sie sich früher durch längeren Aufenthalt in Griechenland und Kleinasien erworben haben. Ruhm genug für sie ist ja schon die Thatsache des Gelingens. Aber das darf ich doch nach aller Reisegenossen Erfahrung dankbar erwähnen, mit welcher Aufopferung sie ihre eigenen wissenschaftlichen Studien auf so lange unterbrechend, uns allein ihre Kraft

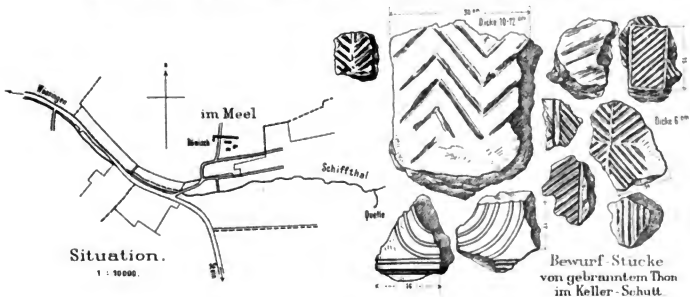
und ihre Zeit gewidmet haben. Wir haben es wohl empfunden, wie schwer die Last war, die auf ihnen lag, wie sie oft des Abends, wenn wir zur Ruhe gegangen, noch mit geschäftlichen Dingen und den Vorbereitungen für den kommenden Tag sich plagen mussten. Wie viel Geduld haben sie mit uns Einzelnen gehabt, und wie liebenswürdig sind sie auf die Persönlichkeit eines Jeden eingegangen. Ein jugendlich frischer Zug kam durch sie in die ganze Gesellschaft, und freundschaftliche Beziehungen sind angeknüpft worden, die hoffentlich dauern werden.

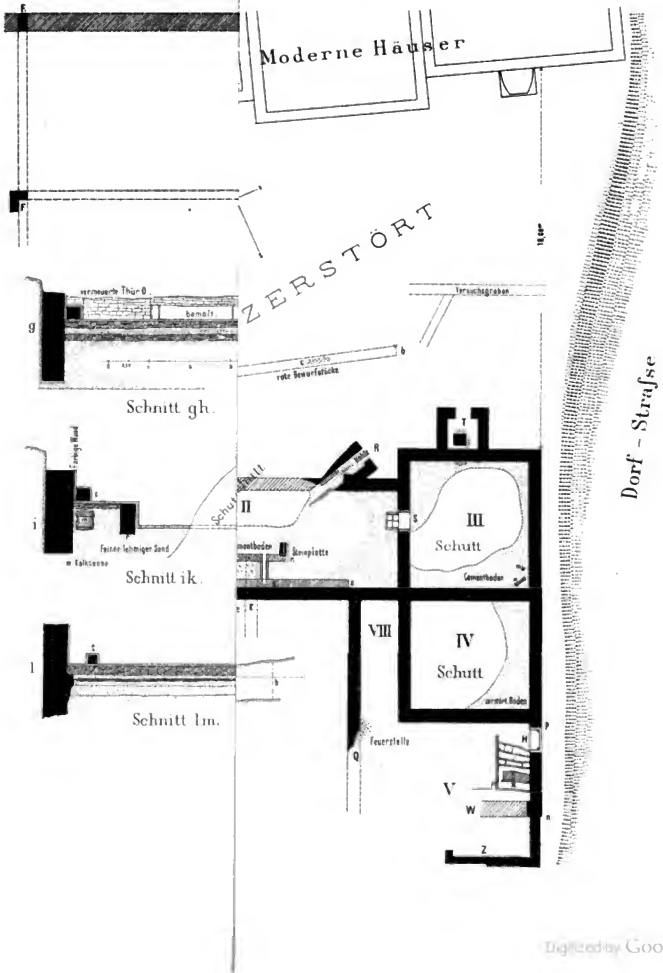
An uns ist es nun, zu zeigen, dass sie sich nicht vergeblich mit uns bemüht haben, und der schönste Lohn für sie und alle Gönner der Reise wird sein, wenn alle Teilnehmer Andern recht viel von den Anregungen mitteilen, die ihnen selbst in so reicher Fülle geworden sind! Denn nicht den wenigen Glücklichen, die auserwählt wurden, galt in erster Linie die Fahrt nach Hellas, sondern der Schule und unserer Jugend; ihr soll daraus auch der reichste Segen entspringen!

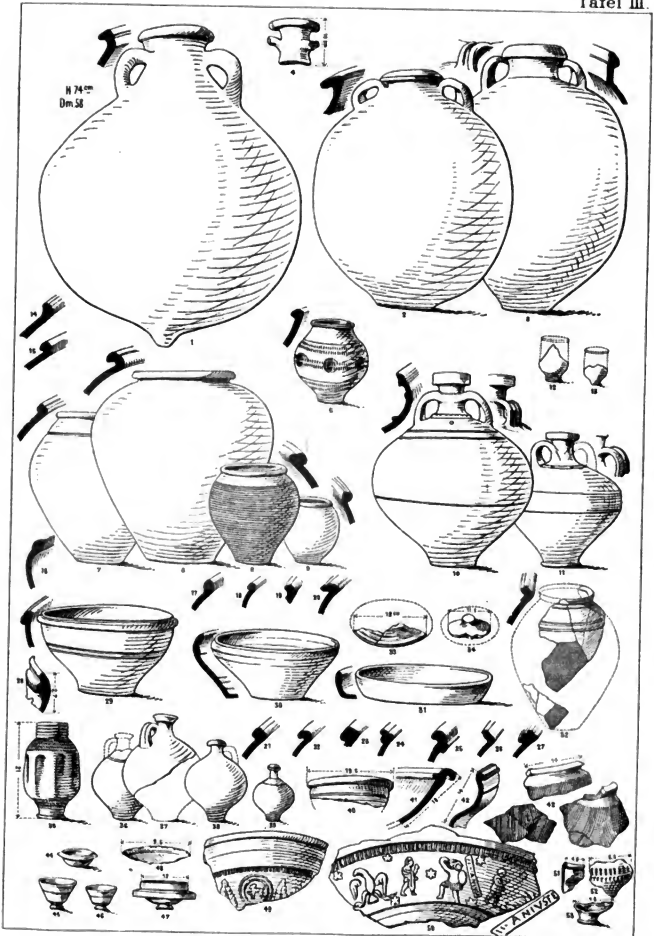




RÖMISCHES GEHÖFT „IM MEEL“ BEI WÖSSINGEN A. BRETTEN.







Römische Topfware, Wörsingen.



Römische Wandmalerei . Wössingen .



Wössingen.



Bodenfliesen vom Turmberg bei Durlach; Maassstab 1 : 2.



Allegorie auf St. Blasien.
Bemalter Kupferstich.



Allegorie auf St. Blasien.

Détailblatt.

G. Braun'sche Hofbuchhandlung, Karlsruhe.

Früher erschien:

Hügelgräber und Urnenfriedhöfe

in

Baden

mit besonderer Berücksichtigung ihrer Thongefässe

von

Dr. E. Wagner

Grossh. Badl. Konservator der Altertümer.

Preis 5 Mark.

FINE ARTS LIBRARY



3 2044 034 893 792

MAY 12 1931

